# Morgen

**Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.**

Nummer 7 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 14. Februar 1908

## Krieg und Technik.*)

Von C. von Bredow, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit der diesjährigen englischen Manöver auf der Ebene von Salisbury wurde von einem Herrn der Umgebung des Herzogs von Connaught ersteres angezweifelt. Der Herzog ließ sich sofort zum Beweis herbei. Sein Chef des Stabes mußte per Taschentuch-Morse den General Hamilton herbeirufen, sein Sohn, Prinz Arthur, mit gleichen Mitteln die Artillerie befragen, welches Ziel sie hätte. Alles funktionierte vortrefflich. Auch die Verbindung der Artillerie mit dem Infanteriegefecht ist stets durch einen Artillerieoffizier und das ausgedehnte Gefechtstelephonnetz gewährleistet. In alledem fehlt's noch bei uns. Nur die Kavallerie hat ihre Patrouillen-Apparate, die bei feuchtem Wetter und auf weite Entfernungen oft versagen. Ausbildung und Ausrüstung hinsichtlich des Heliographen ist ungenügend, desgleichen verallgemeinerte Kenntnis des Morse-Alphabets. Division, Brigade, Regiment verfügen noch immer nicht über Fernsprecher. Bei der Artillerie sind nur die Regimenter mit dem Artillerie-Brigadekommandeur verbunden, nicht einmal mit dem Divisionskommandeur. Nur einige Haubitzenabteilungen besitzen versuchsweise Fernsprecher. Allgemeine Kenntnis des Morse-Alphabets fehlt bei Offizieren und Mannschaften. Das neue Exerzierreglement fordert endlich, daß ein Artillerieoffizier nebst Winker die Verbindung zwischen der vorderen Infanterielinie und der Artillerie herstellt. Uebungen in Heliograph-Morse und Azetylenlaterne-Morse werden nicht in genügendem Umfang angestellt. Aber die Artillerieschießschule macht in ausgiebigster Weise vom Fernsprecher Gebrauch. Es fehlt an Uebertragung auf die Truppe. Wir verlassen uns zuviel auf den Winkerdienst, der in allen Kompagnien, Schwadronen und Batterien von den Unteroffizieren und sechs bis acht Mann geübt wird. Geländewellen, Pulverdampf und Nebel gestalten diesen Nachrichtendienst oft zu einem unzuverlässigen. —

Und wie steht's mit der Ausrüstung der Kavallerieregimenter mit tragbaren Maschinengewehren? Nützlichkeit und Bedürfnisfrage sind längst anerkannt. Unser jetziges Maschinengewehr ist zu schwer und zu kompliziert — 27 Kilo, 11 Federn. Die Technik stellt längst leichtere Gewehre einfacherer Mechanismen her; kleinere Armeen, z. B. die dänische, haben solche bereits eingeführt. Bei uns ist auch diese Frage à

*) Siehe „Morgen" Nr. 5 vom 31. Januar.

l'étude schon lange. Die Zentralstelle, welche die Versuche macht, kommt über die Frage des Sattels bzw. Tragegestells nicht hinaus. Auch hier fehlt's an der schnellen organisatorischen Uebertragung auf die Truppe. Frankreich mit seinem rührigen Kriegsminister wird uns trotz Humbert darin wohl zuvorkommen.

Luftschiff und Funkentelegraphie haben schnelleres Zugreifen unserer leitenden Stellen veranlaßt. Frankreichs Vorgehen hat zu ersterem — dem Ankauf des Zeppelinschen Luftschiffes und Bereitstellung der Mittel für ein zweites — den Anstoß gegeben. Nach der entschwundenen „Patrie" sind in Frankreich fünf gleiche Luftschiffe im Werden — man spricht schon von einem Aufmarsch der Luftschiffe an der französischen Ostgrenze. Aber von Utopien können wir absehen: als Kampfmittel sind die Luftschiffe aus verschiedenen Gründen nur geringwertig zu veranschlagen. (Die Ausführungen des Reg.-Rats Martin in seinen verschiedenen Büchern und die des Herrn Scheerbarth in Heft 12 des „Morgen" 1908 haben meine Ueberzeugung nicht gewandelt.) Aber ein gefährliches Aufklärungsmittel, das die strategischen Aufgaben der Kavallerie ungemein erschwert, sie trotzdem zu erweitern und zu ergänzen befähigt ist. Das außerdem im Festungs- und Stellungskriege von schwerwiegendster, umwälzender Bedeutung werden kann, aber nicht durch die Kampfkraft, sondern durch die Aufklärungsfähigkeit. Und trotz der ungewohnten Fixigkeit, mit der wir zugegriffen haben, ist uns Frankreich doch wieder voraus. Im Laufe dieses Jahres werden fünf Luftschiffe à la Patrie mit einem Aktionsradius von 250 km und je 300 kg Sprengmittelausrüstung im Aufmarschrayon auftreten können. Wenn ich mir vergegenwärtige, als Kavalleriegeneral, was von französischer Seite an strategisch-kavalleristischer Aufklärungstätigkeit zwischen Remilly und Saarburg beim Kriegsbeginn geplant wird, so beunruhigen mich diese fünf großen Zigarren, die auf 7—800 m Höhe — in gewisser Entfernung — unfaßbar herumfliegen, auf das äußerste. Unfaßbar! Darin liegt's — das quält, beunruhigt, lähmt. Warum hält im Verwüstungsprinzip die Technik nicht Schritt, wie zwischen Panzer und Geschütz? Auf mittlere bzw. weitere Horizontalentfernungen kann Feldartillerie wohl den sehr beweglichen Lenkbaren beschießen, doch nur bei großem Munitionsaufwand wird ein Erfolg zu erzielen sein — selbst dann noch zweifelhaft. Kommt der Dirigeable näher, so versagt die Elevation. Die Firma Erhardt-Düsseldorf hat im vorigen Jahre einen Panzerselbstfahrer ausgestellt, der in der Kuppel ein 35 mm Schnellfeuergeschütz (Pompon) führte, das jede Elevation nehmen konnte. Das Fahrzeug — bestimmt zur Verfolgung von Luftballons — hatte nur einen Fehler, es war gepanzert und daher zu schwer. Man nehme ihm den Panzer, befähige es durch Vierräderantrieb, auch kurze Strecken im Gelände zurückzulegen, und dann gebe man jeder Kavalleriedivision zwei solcher kleinen schnellen Maschinen zu rücksichtsloser Verfolgung der feindlichen Lenkbaren. „Laß es jetzt gut sein, Seni, komm herab, der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde." Lenkbare Luftschiffe müssen von der terra firma aus bekämpft werden, und dazu brauchen wir ein kleines Schnellfeuergeschütz auf schnellem Vierzylinder und zwar schnellstens.

Immerhin haben wir 1907 einen gewaltigen Schritt in der Organisation der Feldtelegraphentruppen vorwärts getan, eine Inspektion geschaffen, ein viertes Bataillon errichtet, und jedem Telegraphenbataillon eine vierte Kompagnie als Funkentelegraphen-

abteilung zugeteilt. In dem Herauswachsen der technischen Truppen sind Analogien unverkennbar. Aus Eisenbahnkompagnien sind Regimenter und Brigaden geworden, gleiches bei den Telegraphentruppen — und so wird's ergehen mit den Luftschiffertruppen — und so muß es kommen mit der Kraftfahrzeugabteilung. Wir brauchen für jede Kriegsarmee ein Bataillon für Lastselbstfahrer, ein Bataillon für Personenselbstfahrer, ein Bataillon für Motorräder. Nicht um sie einheitlich zu verwenden, sondern um am ersten Mobilmachungstage Stäbe und Truppen usw. damit zu versehen. Schon das nächste Quinquennat muß hier Neuorganisationen bringen, wenn die deutsche Armee nicht ins Hintertreffen geraten soll. Wir müssen aber auch die Offiziere und dadurch die Truppe mehr für technische Fragen interessieren. Das technische Fluidum muß bis in die feinsten Veräderungen geleitet werden und darf nicht nur bei einer Zentralstelle monopolartig eingekapselt bleiben. Belebung der Peripherie tut dringend not.

## Etwas vom Erbfeinde.

Von Otto Julius Bierbaum.

Ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, berichtete, nachdem er dem Volke der Dichter und Denker einen Besuch gemacht hatte, seinen Landsleuten neben manch anderem, das ihnen kurios erschien, dies:

„Es rühmen sich nun die Männer mit den Bärten aus gelber Wolle und den Nasenfenstern, daß sie und ihre Skwaws eine große Liebe zu den Tieren hätten und keiner Kreatur mit Fleiß und zwecklos wehe täten. Dies aber, meine Brüder, ist eine von den vielen Lügen dieser Wollbärte. Denn seht, in so vielen Wigwams von ihnen ich auch war: in jedem sah ich ein seltsames und bedauernswertes Tier, das sie zu nichts anderem in der Gefangenschaft hielten, als daß sie sich an seinen Schmerzenslauten ergötzten. Es ist ganz harmlos, tut niemand was zuleide und steht bescheiden ruhig da. Aber kaum erblickt es der scheußliche Mann durch sein Nasenfenster oder des scheußlichen Mannes gleich scheußliche Frau durch ihre abscheulichen blauen Augen, vor deren kaltem Lächeln ich mich mehr gefürchtet habe, als vor den 100 000 Kanonen des Kaisers mit dem zweizinkigen Barte, der gen Himmel wächst: so stürzt er oder sie mit häßlicher Gier darauf los, reißt ihm das Maul auf und drischt mit beiden Fäusten auf den stumpfen Nagetierzähnen des wehrlosen und entsetzlich aufbrüllenden Geschöpfes herum. Und gerade das ist es, was diesen entmenschten Barbaren Freude bereitet. Damit das unglückselige Wesen noch lauter schreie, heule, wimmere, stöhne, winsele, kreische, quieke, knurre, geben sie ihm auch noch Fußtritte; und unterdessen, wenn es der Mann ist, der diese Tierquälerei verübt, stellt sich die Frau neben ihn und verhöhnt den Schmerz der gepeinigten Kreatur, indem sie widerliche Schmerzenslaute ausstößt. Ringsherum aber sitzen andere Scheusale der gleichen Art und geben grunzende Töne des Entzückens von sich, wie Schweine, die ihren Rücken an einer Mauer schaben, oder sie drehen ihre gräßlichen blauen Augenkugeln so heftig im Kreise, daß man meint, es müßten Funken von ihnen stieben wie von geriebenen Feuersteinen. Zumal die Weiber gebärden sich über alle Maßen greuelhaft, und ich

habe dabei erkannt, warum sie ihre Brüste mit Reifen umschnüren wie Fässer. Es geschieht dies nämlich eben wegen dieser Entzückensanfälle beim Quälen jenes armen Tieres. Denn dabei wippen sie ihre Brüste so heftig, daß sie davon fliegen würden, wären sie nicht durch metallene Reifen gehalten. — Und: wo ihr im Lande dieser entarteten Menschen auch wandern möget, meine Brüder: in den riesigen steinernen Städten, wo sie, Käfig an Käfig eng beieinander und übereinander, wohnen, oder auf dem Lande, wo die Häuser weiter auseinander stehen: auf hohen Bergen neben Gletschern und Schneefeldern; in den Tälern an den Ufern der Flüsse; auf der Ebene, die sich zum Meere streckt: überall hört ihr aus den Häusern heraus dieses ungeheure, gräßliche Klagen der Qual. Denn sie machen nicht einmal die Fenster zu, wenn sie ihrer scheußlichen Leidenschaft frönen; nein: Alle sollen, Alle müssen es mitanhören, was ihre schändliche Grausamkeit verübt. Es ist, als ob sie auf ihre Niederträchtigkeit stolz wären. Und es ist das auch wirklich so. Wer am schnellsten und ausdauerndsten auf die Zähne jenes bejammernswürdigen Tieres losschlagen kann, wird unter ihnen berühmt, wie bei uns ein großer Jäger und mutiger Krieger. Es gibt Schulen, wo diese Tierquälerei gelehrt wird, und ich habe mir sagen lassen, daß im Lande der Deutschen das schönste Mädchen keinen Mann bekommt, wenn es nicht eine jahrelange Uebung in dieser infamen Kunst aufweisen kann. Denn sie nennen es, und das ist wohl das Greulichste daran, eine Kunst. Eine Kunst — — —!"

Darin, find ich, hat der Kanadier recht: Eine Kunst ist die Klavierpaukerei nicht, mit der der Nachkomme des büffelhorntutenden Herman und die Nachfahrin der hackebrettschlagenden Thusnelda ihre überschüssige Kraft in Schallwellen umsetzen. Die Tierquälerei beruht auf einem (übrigens sehr begreiflichen) Irrtum der Rothaut. Um so fürchterlicher ist die Menschenquälerei, die in diesem akustischen groben Unfug liegt, der ganz Deutschland mit tobsüchtigem Lärm erfüllt.

*

O deutsche Eltern, jammert euch denn gar nicht der armen, unschuldigen Kindlein, daß ihr es übers Herz bringt, sie vor das tastenfletschende Klavier zu zwingen, und wenn sie gleich nicht mehr Musik im Leibe haben als ein mit sauren Gurken gefülltes Faß, und nicht mehr Talent zum kunstreichen Tastenschlagen als ein Walfisch? Und, o deutsche Mitbürger und Mitbürgerinnen, fürchtet ihr auch nicht Sünden, daß ihr die Hörorgane von Zeitgenossen, die nicht zur Strafe für irgendwelche Verbrechen, sondern nur durch die Ungunst des blinden Zufalls eure Nachbarn geworden sind, so schauderhaft und unverschämt malträtiert, indem ihr (es gibt keine frechere Schamlosigkeit) von früh bis nachts in sie hineintrommelt (ich ahme nur höchst mühsam euren Rhythmus nach):

Zum Klavier
Brauchen wir,
Hörst du, du,
Kein Talent,
Sondern bloß
Möglichst groß
Ein Instrument.

Und dazu,
Hörst du, du,
Ein Pedal,
Und zumal
Rücksichtslose Pfoten.
So spielen wir
Auf dem Klavier
Das hohe Lied der Knoten.

Und wenn ihr schon kein Gefühl der Rücksicht auf die andern habt: möchtet ihr nicht endlich einmal der Empfindung zugänglich werden, daß ihr aus Rücksicht auf euch selber eigentlich gezwungen wäret, dieser schamlosen Enthüllung eurer seelischen Blößen Einhalt zu tun? Ihr laßt doch nicht alles öffentlich *sehen*, was an euch kümmerlich, häßlich, gebresthaft, unappetitlich ist; -- wie könnt ihr es nur immerzu *hören* lassen?

*

Es gibt deutsche „Hausfrauen" (ach, daß man gerade dieses Wort in — Gänsefüßchen zu setzen jetzt so oft nötig hat), die zwar keine Zeit finden, Schlafrock und Nachtfrisur in den ersten Stunden des Tages abzutun, wohl aber leider mehr als ein Viertelstündchen dazu übrig haben, sich mit strähnig herumzottelndem Haar und jener beleidigend formlosen Flanellhülle ans Klavier zu quetschen, dem nun die noch schläfrigen Finger ein unsauberes Gewimmer entklopfen. -- Opfert man so seinen Göttern, Madame? Ach, was red ich: Götter! Das ist nicht Andacht, sondern Frühstücksverdauung. Mozart oder Lehar, Beethoven oder Ludolf Waldmann — alles egal auf diesem Nudelbrett der Gedankenlosigkeit und des Gefühlsschwundes. O, daß die Schlafrockhuldinnen doch lieber Beefsteak klopften! Es würde nicht nur nützlicher sein, sondern auch besser klingen. — — Das Schrecklichste am Klavier ist, daß es in der Regel den Respekt vor der Musik ertötet, und das ist der Respekt vor etwas Heiligem. Das Klavier ist ein irreligiöses Instrument, das Instrument der Blasphemie. Die Musikduselei auf dem Klimperkasten sollte sich wenigstens auf schlechte Musik beschränken. Es wäre doch ehrliche Gemeinheit. Aber diese Gotteslästerer heucheln ja gerade Verehrung des höchsten Wesens. Es ist unsäglich schauderhaft und der fürchterlichste Beweis dafür, daß in den weitesten Kreisen bei uns keine Spur von Kulturgewissen existiert. Ich vergleiche den Menschen, der die edelsten Offenbarungen des musikalischen Genies auf dem Klavier zu einem breiigen Hachê verhackt und sich einbildet, damit Kunst zu treiben, dem Wilden, der sich mit den zerrissenen Fetzen der Kleidung eines von ihm totgeschlagenen Europäers behängt und nun glaubt, als Kulturmensch dazustehen. — Daß uns aber diese musikalischen Kannibalen auch noch tyrannisieren dürfen, indem sie uns auf Schritt und Tritt mit ihren scheußlichen Geräuschen verfolgen, ist ein schlechthin schmachvoller Zustand, der selbst einen Anarchisten dazu bewegen könnte, nach einer ästhetischen Polizei zu rufen.

Was würde man dazu sagen, wenn es sich jemand unterstünde, den nackten Hintern zum Parterrefenster herauszustecken? Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich an-

nehme, daß man das ziemlich allgemein als moralisch unzulässig empfinden würde, weil es ein beleidigendes Aergernis für das sittliche Auge ist. Das sittliche Ohr scheint aber seltener zu sein. Wer es besitzt, ist ohne die mindeste Möglichkeit zur Abhilfe unausgesetzt der Beleidigung durch akustischen Exhibitionismus der greulichsten Art ausgesetzt.

*

Man hat die Klavierwut der Deutschen einmal eine Seuche genannt. Sie ist mehr — sie ist ein Laster! Und sie ist als solches kaum weniger gefährlich als die deutsche Saufwut. Wenigstens verdummt sie gleich ihr und schwächt die Empfänglichkeit für feinere ästhetische Genüsse. — Vom Klavierspiel als Kunst und vom anständigen Dilettantismus im Sinne guter Hausmusik ist hier nicht die Rede. Das Klavier hat, seit es in dieser fürchterlichen Massenhaftigkeit aufgetreten und zu einer Plage geworden ist, die deutsche Hausmusik nicht gefördert, sondern gefährdet. Die echte deutsche Hausmusik war ehrliches, liebevolles, andächtiges Bemühen um die Kunst; der heutige pseudomusikalische Hausspektakel auf dem Klavier entspringt einem erbärmlichen Behagen an gedankenloser Dahinduselei, verbunden mit roher Lärmsucht, und ist eine Art Lösegeld, mit dem sich grundbarbarische Menschen von der kulturellen Pflicht, der Kunst zu dienen, loskaufen. Sie „spielen Klavier" und finden, daß sie nun genug Mühe, Zeit und Geld für die Kunst aufgewandt haben. Wer auf so billige Manier den Anschein von künstlerischen Interessen hervorzurufen vermag und gleichzeitig eine Art Genugtuung darin findet, denkt nicht daran, sich geistig intensiver zu beschäftigen und seelisch zu vertiefen. Was ist das aber für ein Volk von „Dichtern und Denkern", das so niederträchtig mit dem — Klavier dichtet und denkt?

*

Was ist eigentlich schuld an dem Unfug? Der zunehmende Nationalwohlstand, mit dem die innere Kultur nicht im gleichen Maße zugenommen hat. Hoffen wir, daß es ein Uebergangsstadium ist. Manche Zeichen sprechen dafür. Einige Ablenkung haben die in Schwang gekommenen Leibesübungen geschaffen. Der Sport erfordert eine gewisse Anspannung im Spiel, die den Willen kräftigt und vielleicht schließlich Widerwillen gegen alles Faule, Halbe, ohne Anspannung des ganzen Willens Ausgeübte erzeugen wird. Wer ordentlich Tennis spielt, wird es am Ende (hoffen wir) verächtlich finden, salopp Klavier zu klimpern. Das Vornehme am Sport ist, daß er das Streben nach möglichster Vervollkommnung zum selbstverständlichen Ziele hat. So wird er wohl auch lehren, wie absurd es ist, im Rahmen einer hohen Kunst sich mit Leistungen zufrieden zu geben, die tief unter der Mittelmäßigkeit liegen. Wer Talent und Willen und Fleiß genug besitzt, wirklich gute Klaviermusik zu treiben, der wird sich davon nicht abbringen lassen; die anderen werden aber hoffentlich zur Einsicht kommen, daß es anständiger und vernünftiger ist, Musik *hören* zu lernen, statt miserabel in ihr zu dilettieren.

*

Aber ist es nicht im Grunde doch ein schöner Trieb: wenn auch mit schwachen Kräften, so doch mit gutem Willen tätig einer Kunst zu dienen? Seine Seele ausströmen zu lassen in den Weisen der großen Begnadeten? Ausdruck zu verleihen seinen Empfindungen in Tönen der empfindungsreichsten Menschen? Nachzutasten ihren schönheitbeflügelten Gefühlen? — Ich könnte noch eine Seite voll schreiben mit lauter ebenso wohllautenden Phrasen, aber sie würden auch durch Dutzende von Variationen nicht gehaltvoller. Dies alles ist hinfällig vor der einen Wahrheit, daß der Sinn einer jeden Kunst ihre Schönheit ist. Wer diesen Sinn talentlos verzerrt, frevelt an der Kunst, und wenn sich seine ganze keuchende Seele dabei opferte. — Malträtiert er dabei aber auch noch die Ohren seiner Mitmenschen, so kann der beste Wille ihn nicht vor den berechtigten Flüchen derer bewahren, die er mit seiner schönen Seele so rücksichtslos mißhandelt.

Wirklich: Der Mensch muß nicht von allem haben. Wer kein Talent zu einer Kunst hat, soll die Finger davon lassen und sich begnügen, sein Empfänglichkeitsvermögen auszubilden.

Lerne, o Lehmann, zu lesen, und hüte dich, selber zu dichten;
Lächerlich macht dich der Vers, den du mit Keuchen gebarst.
Sie aber, Fräulein Marie, verschließen Sie schleunigst den Deckel
Ihres Klaviers und tun lieber Ihr Ohr Sie mal auf.
Lieblicher steht zu Gesicht einem Mädchen verständiges Lauschen,
Als der schmerzliche Blick, der die Noten zerspießt.

*

Und dann, hurra, wir sind ja, ohne alles Verdienst und Würdigkeit, auch bei absolutem Talentmangel jetzt in den Vorhof des Tempels ausübender Kunst zugelassen. Dort stehen Flügel und Pianos zu unserer Verfügung, — doch eine Barriere schützt sie vor unseren Fingern. Eine Barriere, die aber gleichzeitig eine Art Vermittelung zwischen uns und dem Instrument ist. Sie erlaubt uns, dem Klavier ein Musikstück so mitzuteilen, wie wir es empfinden, ohne daß es uns gestattet ist, ihm gleichzeitig unsere Talentlosigkeit mitzuteilen. Ohne unsere Finger zu rühren (der Himmel segne die Barriere), entlocken wir den von meisterhaft angeschlagenen Tasten berührten Saiten alles, was die Technik eines Meisters ihm zu entlocken vermag, und dürfen es doch nach unserer Lust nuancieren, Takt für Takt Herr über das Instrument.

Ein Wunder also. Und es nennt sich wunderlich geheimnisvoll Phonola.

Dürfen wir daran glauben? Dürfen wir hoffen, daß ein sinnreicher Mechanismus uns von dem schlecht Mechanischen dilettantischen Klaviermißbrauchs einst befreien wird?

Es klingt so verlockend. — Aber klingt die Kunde nicht zu schön, als daß sie wahr sein könnte?

# In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Ueberſetzt von Ida Anders.

VII.*)

Mein Buch über die Emigrantenliteratur war eben in deutſcher Sprache erſchienen, und es lebte in Dresden ein einziger Mann, dem ich es geſandt hatte und auf deſſen Urteil ich den größten Wert legte. Das war Hermann Hettner, Profeſſor der Kunſtgeſchichte, Direktor der Skulpturenabteilung des Muſeums, Verfaſſer des lehrreichen Werkes Die Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein paar Wochen hielt ich mich ſchon in Dresden auf, ehe ich ſoviel Mut geſammelt hatte, um zu ihm zu gehen. In dem Literariſchen Verein hatte ich gehört, daß er „grob“ ſei, hegte alſo einige Beſorgnis. Er beſaß ein ſchönes Haus vor der Stadt. Ich kam in ein ſtattliches und geſchmackvolles, mit Gemälden, Skulpturen und Statuen geſchmücktes Gebäude.

„Iſt der Herr Profeſſor zu Hauſe?“ „Wir werden ſehen.“ Ich gab meine Karte ab und wurde ſofort oben geführt. „Sie hier! Nein, wie reizend! Und ich, der ich nach Kopenhagen reiſen wollte, um Sie zu ſehen!“ Und er erzählte mir, daß er gerade mit ſeiner Frau nach Dänemark reiſen wollte und von vielen Seiten ſo viel Vorteilhaftes über mich gehört hatte, daß er zu ihr geſagt hatte: „Einen Freund werden wir dort bekommen.“ — Sie kam herein und beſtätigte ſeine Worte. Ich wurde für den nächſten Tag zum Mittag und zum Abend eingeladen und mußte heftige Aeußerungen des Bedauerns darüber hören, daß ich vierzehn Tage in Dresden geweſen wäre, ohne Hettner aufgeſucht zu haben. Er unterhielt ſich ein paar Stunden mit mir, führte mich gleich im Skulpturenmuſeum umher und gab mir jede Auskunft, die ich wünſchte. Von Dänen hatte nur Frau Jerichau über mich geſprochen. Sie hatte bloß gewußt, daß ich nicht religiös ſei. „Sie können ſich denken, was das auf mich alten Feuerbachianer für einen Eindruck machte.“ Und zornig fügte er hinzu: „Ludwig Feuerbach ſtarb vor zwei Wochen, am 13. September. Keine große Zeitung brachte ein Wort darüber, keine Univerſität ſandte eine Deputation zu ſeinem Begräbnis. So iſt er, dem wir unſere edelſte Erziehung verdanken, ohne Sang und Klang in die Erde geſenkt worden.“

Es verſetzte mich in Erſtaunen, wie er trotz ſeines regelmäßig ſchönen Geſichts in Ausſehen, Weſen, Manieren, Ausdrucksweiſe Renan glich.

Wohltuend wirkte es auf mich, zu hören, mit welcher Innigkeit und Wärme er mein in Dänemark heruntergeriſſenes Buch pries. Beinahe am meiſten überwältigte es mich, daß er, Deutſchlands größter Literarhiſtoriker, geſtand, erſt durch mein Buch Benjamin Conſtant kennen gelernt zu haben, während zu Hauſe der elendeſte Rezenſent alles, worüber ich ſchrieb, ſchon vorher kannte und alles miteinander als Leihbibliotheksromane ſtempelte. Er hob meine Darſtellung und meinen Stil als etwas für die Deutſchen Neues und Ungewöhnliches hervor und verſprach mir, daß das Buch in Deutſchland außerordentlich viel geleſen werden würde, was trotz der großen Unvollkommenheiten des erſten Guſſes auch eintraf.

Ich befragte ihn über die Natureindrücke und die Geſellſchaftsverhältniſſe, von denen die deutſche Romantik ausging, an deren Darſtellung ich gerade herangehen

*) Siehe „Morgen“, Jahrgang 1907 Heft 28/29, Jahrgang 1908 Heft 1.

wollte. Für ihn war die Romantik ein Nachklang der Sturm- und Drangperiode, nur daß die Naturbetrachtung, die in der neuen Héloise und in Werther empfindsam gewesen, nun bei den Romantikern phantastisch geworden war. Die Bewegung sei derjenigen parallel, zu der Chateaubriands poetischer Katholizismus in Frankreich den Anstoß gab. Alles, was Tieck und Wackenroder geahnt und erträumt, erhielt seinen Stützpunkt, als unter Napoleon die Klöster aufgehoben und geöffnet wurden, und ihre alten Gemälde so an das Tageslicht kamen. Die Brüder Sulpire-Boisseree machten sich damals zu Fürsprechern der Kunst des Mittelalters. Die Naturphantasterei sei das notwendige Seitenstück zu Schellings und Okens Naturphilosophie. Aus der Liebe zum Mittelalter ergab sich der Haß gegen das Antikisieren der Klassiker. Da Lessing, Schiller und Goethe den Patriotismus als Beschränktheit betrachteten, wurden die Romantiker mit Gewalt deutsch.

Auf meine Frage: „Glauben Sie an die Aesthetik, und bis zu welchem Punkt?“ erwiderte er: „Ich glaube wie Sie nicht im allergeringsten an die alte spekulative Aesthetik. Für mich ist Hegels, Vischers, Zeisings, Herbarts, Zimmermanns, Lotzes Aesthetik nur Kategoriengerassel. Sie sind den rechten Weg gegangen, als Sie sich aus ihnen herausarbeiteten. Die Metaphysik des Schönen beruht auf der Torheit, daß der Schönheitsbegriff sich bei der Erzeugung des Kunstwerks fruchtbar erweise, sodann auf der Torheit, daß die Kunst über der Natur stehe. Wie jeder weiß, tut sie das in gewissen Beziehungen, in anderen nicht. In mancher Hinsicht verzweifelt der Künstler daran, die Natur erreichen zu können. Hegels Aesthetik war nur das philosophische Spiegelbild der Schiller-Goetheschen Vergötterung der Antike. Und ich will verrückt sein, wenn ich weiß, was die Herbartianer wollen. Niemand glaubt mehr an sie.

„Die gegenwärtige Reaktion gegen die Philosophie hat zwei Ursachen: Feuerbach hat, als wir jung waren, Hegel gesprengt, und die Naturwissenschaften verdrängen die gesamte Voraussspekulation.

„Die neue Aesthetik verhält sich zu der spekulativen wie die Naturwissenschaft zur Naturphilosophie; sie sucht Gesetze auf dem Wege der Induktion. Die wahre Aesthetik ist zuerst eine Logik der Phantasie (entsprechend dem, was man die formelle Logik nennt), wie sie z. B. im Märchen herrscht, sodann eine Grammatik des Materials, ich meine die von der Beschaffenheit des Stoffes abgeleiteten Stilgesetze. Lessing versuchte eine solche Grammatik in seinem ‚Laokoon‘, Freytag in seiner ‚Technik des Dramas‘, Anselm Feuerbach in seinem vatikanischen ‚Apollo‘. Wahre Aesthetik ist sodann die Geschichte der Phantasie und der Kunst. Allerdings gibt es wenig allgemeine Gesetze, aber eben gerade wie in der Grammatik. Auch die Grammatik verändert sich, je nachdem die Sprache sich verändert. Gewisse Stilgesetze sind indessen nicht zu durchbrechen, sie, die davon abhängen, daß der Stein schwer und spröde ist, oder davon, daß das Drama Dialogform hat. Aber der Teufel hole die Katheder-Aesthetik!

„Wenn man in jungen Jahren nach Rom kommt, fallen einem alle Kategorien wie Schuppen von den Augen. Leute wie Zimmermann in Wien haben nichts gesehen. Das einzige Gute, was Vischer geschrieben hat, sind seine Jugendarbeiten in den Kritischen Gängen; jetzt verhöhnt er selbst seine Aesthetik; sobald er indessen

etwas beurteilen soll, so fällt er wieder in seine Kategorien zurück, das Erhabene, das Komische usw."

Was im Verlaufe dieser Gespräche Hettner und mich in gleichem Maße in Verwunderung versetzte, war die vollständige Einigkeit, die zwischen uns herrschte, obwohl wir niemals unsere Anschauungen verglichen hätten. Hettner konnte diese Einigkeit kalt lassen, mir aber verlieh sie Sicherheit. Denn ich erlebte es von neuem, wie vor zwei Jahren Stuart Mill gegenüber, daß mein Instinkt mich richtig geleitet, daß ich also in den Jahren meiner Bildung nichts zu bereuen hatte. Ich war nun dessen sicher, daß meine nächsten älteren Freunde in Kopenhagen im Unrecht waren, wenn sie behaupteten, meine ersten Abhandlungen seien die besten; ich hatte im Gegenteil während meiner kurzen Schriftstellerzeit denselben Weg zurückgelegt, den die Wissenschaft in den letzten dreißig Jahren genommen.

Hettner glaubte, gewiß mit Recht, daß der freimütig unkirchliche Geist, in dem sein großes Werk geschrieben war, seine Anstellung in Preußen verhindert hatte. Er fühlte sich unbehaglich und einsam in dem kleinen Sachsen, lebte in seiner Familie ohne jedes Verhältnis zum öffentlichen Leben.

Das allgemeine Urteil stellte damals den trockenen, unkünstlerischen, von allen Musen verlassenen Julian Schmidt, der moralisierende Kritik betrieb, hoch über ihn. Außerdem begann sich bei Hettner das Gefühl geltend zu machen, daß die philologisch ausgebildete Jugend seine ungebundene philosophische Art, die Literaturen zu behandeln, als halbwegs dilettantisch betrachte.

Er führte mich in seine Familie ein, wo seine liebenswürdige zweite Gattin den Mittelpunkt bildete. Beim Abendtisch, zu dem ein Teil männliche Jugend versammelt war, hörte ich einzelne politische Aeußerungen, die mir damals neu waren. Ich war daran gewöhnt, Deutschland als die mit Vorliebe angreifende Macht und die Kriegserklärung von seiten Frankreichs als die rein formelle Initiative anzusehen, die mit überlegener Klugheit hervorgerufen worden war, um die Verantwortung für den Krieg auf die französische Seite abzuwälzen. Einer der jungen Herren um Hettners Tisch erinnerte mich daran, wie Preußen, um den Krieg zu vermeiden, vor wenigen Jahren bei dem Zusammenstoß bezüglich Luxemburg zurückgewichen war. Dieser Jugend erschien Deutschland als die friedliche Macht, die immer wieder unter den Grenzeinfällen des übermütigen Frankreich zu leiden gehabt hatte. Lange Zeit hatten die Deutschen nachgegeben, bis sie deswegen förmlich geringgeschätzt wurden; jetzt waren die anderen an die Reihe gekommen: „Jetzt ist es an den anderen, sich zu ducken." Dies wurde munter und mit einem Lächeln, aber doch in der selbstbewußten Stimmung gesagt, die der Ausgang des Krieges natürlich hervorgerufen hatte.

Einen Monat später wurde ich in Berlin in Fredrichs Weinstube eingeführt, wo sich allabendlich eine Gruppe von Schriftstellern versammelte. Julian Schmidt und Hermann Grimm waren die Hauptpersonen, der eine eine kleine, grobe, knorrige Gestalt mit einer Kartoffelnase, der andere lang, würdig, mit ungesunder Hautfarbe und olympisch wie ein wahrer Schwiegersohn Bettinas.

Als ich in diesem kleinen Kreise den Namen Hettner ehrerbietig nannte, wurde man nicht angenehm berührt. Als ich meine Liebe zu dem philosophischen Geist aus-

sprach, in dem seine Bücher geschrieben wären, entstand eine Kunstpause, nach der Grimm trocken bemerkte: „Ich wüßte nicht, daß Hettner ein Philosoph wäre."

Drollig war es, die beiden Hauptpersonen des Kreises so zärtlich verbunden zu sehen; denn während Grimm die strenge Ueberlieferung von Goethe zu bewahren und fortzusetzen glaubte, stammte Julian Schmidt in gerader Linie von dem moralischen und patriotischen Menzel ab, Goethes bitterstem Feinde.

VIII.

Mit Ibsen hatte ich mich allmählich dermaßen zusammengelebt, daß ich fühlte, der Abschied würde schwer werden. Er sagte immer wieder, er glaube nicht an meine Abreise, und tat weiter nichts, als mich zu bitten, auch um meinetwillen, ich solle den ganzen Winter über bleiben: „Ich will nicht glauben, daß Sie fortgehen."

Als Zeuge der Gleichmäßigkeit und Festigkeit, mit der er in Dresden arbeitete, ungestört vom Geräusch der Umwelt, mußte ich mit Wehmut meines Arbeitslebens in Kopenhagen gedenken, das täglich vom Gelärm der Stadt, von Gefälligkeiten erbittenden Menschen und dem Gebrüll der Zeitungen gestört wurde. Und es kam mir vor, als beginge ich mit dem Zeitungslesen eine Sünde gegen mich selbst.

Es galt für mich nur eines: mich zu sammeln, das war die Bedingung, um handeln zu können. Alles Schaffen erforderte innere Ruhe, ohne Unterbrechungen seitens der Umwelt. Kein entwickelter Mann dürfte es dulden, daß fremde Finger in seinem Heiligtum wühlten, wo seine Seele saß und spann. Alles Schaffen war Spinngewebe, während es gewebt wurde, und konnte also leicht zerrissen werden, selbst von Journalistenfingern. War es dagegen vollendet und in die freie Luft hinausgekommen, so wurde es zu Stahldraht gehärtet und konnte, gut gewebt, ein Jahrhundert oder zwei halten. (Schluß folgt.)

# Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(6. Fortsetzung.)

Nun waren schon längst Wochen des neuen, frohen Lebens verronnen. Graf Michael mußte einige Tage verreisen. Der alte Adelsmarschall hatte ihm in seiner guten Stimmung eine seiner fernen, großen Besitzungen zur Verwaltung übergeben. Und hatte seiner Schwiegertochter als Morgengabe nach der Hochzeit ein sehr lieblich gelegenes Schloß bestimmt. Man arbeitete es in Stand zu setzen. Es war ewig nicht bewohnt gewesen. Alles sollte Michael besichtigen und einrichten. Hätte es sich nicht darum gehandelt, wäre er nicht aus Alices Nähe zu bringen gewesen.

Aber wie er fort war, überfiel es ihn wie eine Krankheit. Er saß im Coupé und machte sich tausend Bedenklichkeiten. Vor allem kam ihm immerzu das Verlangen, zu Alice zu reden und ihre Stimme zu hören, Alice das und jenes zu sagen. Nämlich es kam ihm plötzlich so vor, als ob sie sehr unvorsichtig in allem wäre. Weil sie gar nicht an sich zu denken gewohnt war. Diese Vorstellung bedrängte ihn gleich. Wer ihn im Coupé sitzen gesehen, hätte allmählich einen vor sich gehabt, der sich das Hirn

zernagte in Sorgen. Und außerdem wurden diese Gesichte nicht heller, je düsterer draußen die Frühlingsnebel über die trostlosen Aecker und Weidestriche trieben.

Michael sah sehr bleich aus auf der ganzen, weiten Fahrt. Der Kammerdiener, der dann und wann nach seinen Wünschen zu fragen kam, war heimlich verwundert. Graf Michael lehnte auch das Speisen ein paarmal zu sonst gehöriger Zeit ab und rauchte sehr viel. Es kamen ihm schon die allertrübsten Begriffe. Er hatte Zeit zurückzuschauen.

Rückschauen ist immer die Kehrseite der Münze „Tatenlos". Kein Mensch muß rückschauen, wenn er Kraft hat, tätig zu sein. Die Tat ist immer ein Heilmittel der Seele, und jede Tat ist auch eine stillschweigende Versöhnung mancher Vergangenheit, wenn sie nicht war, wie es den Menschen immer gefallen konnte! — Eine Versöhnung oder eine Quittung über den letzten Sinn des Charakters, wenn doch das Schicksal eine Versöhnung nicht zuläßt, und die Früchte nicht reifen, die Leiden und Freuden des Lebens nicht zu Gaben sich einen.

Michael war beim Rückschauen unglaublich gequält. Er dachte dann von neuem, Alice könnte ihn nicht mehr lieben. Er wäre „der reiche Jüngling". Er wäre auch zu nichts fähig. Er machte sich die wunderlichsten Visionen von seiner eigenen Erscheinung.

„Wie lächerlich ich schon aussehe neben einer so unberührten und unverbrauchten Gestalt."

Er konnte lange diese Vorstellung nicht loswerden. Er sah sich klein und unansehnlich in die Salons neben ihr eintreten, die ihm dann fast erhaben aufgereckt däuchte, so daß alle umher heimlich über ihn zu lachen schienen.

Und wie kam er dazu? „Ein Selbstling, wie ich, muß sich nicht an einen so warmen Herd setzen," dachte er dann weiter.

„Sie erwarten von mir, was ich nicht geben kann," dachte er.

Die Augen Alices, die so unglaublich liebend stark machen konnten und ruhen auf ihm und suchen konnten, daß aus ihm das Erwartete in Wort und Geste ausginge, sah er dann vor sich viele Male.

Daß ihn dann wieder die Sehnsucht neu nagte — er es ihr zusichern, klar sagen, sich hinwerfen und sich zu erkennen geben — und um Verzeihung ihre Kinderseele anrufen wollte.

Ein lächerliches Spiel von Ideen betrieb dann Michael, solange der Expreß hinraste in unaufhörlichem Takte, beflissen sich fast zu überholen.

Aber am Ziele in Wronka war alles verschwunden. Er fand Handwerk und Arbeit in gutem Fortgang. Die Tage hatten sich auch aufgehellt. Frühlingsblumen krochen aus den braunen Winterwiesen hervor. Das Schloß schien ihm sonnig. Die Gestalt seiner Mutter ging mit ihm in den Räumen um. Es war ihr Lieblingsaufenthalt gewesen. Wie mit ihrer Seele ging er da wieder in die Zukunft — dachte sich zu Alices Empfang alles aufs schönste aus, wie Mutter es ebenso getan. Er fühlte jetzt ein wahres Glück, Alices Wege zu bestreuen mit Glanz und Reichtum, mit der wundersamsten Schönheit — und Einsamkeit und Heimlichkeit.

Die Gemächer zu ebener Erde ließ er ohne Stufen in einen stillen und hoch eingefriedeten Rosengarten sich öffnen, und vom Altan, der auf doppelt mannshohen Karyatiden ruhte, sah man ins Grenzenlose der Lande. Den See ließ er ihren ersten Blicken am Morgen durch die Fenster freilegen, daß sie den Frieden der stillen, blauen Wasser inmitten alter Eichen sehen und ihre Seele wie in Licht und Glanz und tiefen Schatten jung schweifen lassen konnte. „Doch in seinem Reiche gefangen." Dieser Gedanke kam jetzt von ferne. Ein wenig nur traurig. Denn er war wirklich in diesen Tagen nur eine frohe Ersinnung von allerlei Liebeswerk. Er sah Alice in Lauben und Grotten. In der stillen Gondel, die er bestellte. Auf dem Altan. — Und war umgeben von den Verheißungen der Zukunft, als hätte er ein Paradies aufzubauen hier auf Erden.

Aber schließlich sehnte er sich so, überfiel ihn eines Nachts eine solche lächerliche Angst, das Mädchen könnte nicht munter sein, das Mädchen könnte ihn plötzlich nicht mehr lieben, sie könnte von seiner Vergangenheit plötzlich alles erfahren haben, sie könnte ihn statt mit dem sanften Glanz ihrer Augen mit Stolz empfangen und all das Aeußerliche seiner Gaben, die er allein brachte, plötzlich zurückweisen. Es stand zu seinem Schrecken, so etwas in der Luft wie eine dunkle Schicksalsfraue. Es zerriß ihn derart in Aufregung, daß er aus dem Bette herausgesprungen war, schreiend, nach dem Licht greifend — und klingelnd. Daß der Diener, der mit der brennenden Kerze hereineilte, gleich eine besorgte Miene machte. Weil Graf Michael wie verstört dasaß, als hätte er noch immer einen Schrecken vor sich — der in der Tat auch erst langsam, nachdem er den Kopf mit nassen Tüchern sich umhüllt hatte und kaltes Wasser getrunken, im Scheine des Lichtes sich verlor.

Dann schlief Graf Michael zwar wieder ein. Aber am anderen Morgen gab er sofort an die Beamten der Herrschaft seine Befehle, gab die Pläne, legte auch angesichts der Bauführer und der Gärtner noch einmal alles klar und fuhr, drei Tage früher als geplant, in die Hauptstadt zurück.

* *
*

Am Tage, als Michael von Unruhe geplagt vorzeitig heimgereist war, hatte Alice mit ihrem Vater einen Spazierritt in den Anlagen der Stadt unternommen. Das junge, edle, englische Blut, das sie ritt, war ein Geschenk des Grafen, ein ganz frommes Tier, das mit der peinlichsten Sorgfalt ausgebildet von einer Kaiserin bei Schlachtgetümmel hätte geritten werden können, ohne anders als selbstverständlich und sanft trotzdem seine Schritte zu setzen und zu tanzen, ohne jede Gewalttat. So war Franzius und die Tochter in der beginnenden Frühlingsluft in sanften Gängen die Reitwege entlang geritten, in heiterem Geplauder Alices, die in einem dunkelbraunen Sammetkleid mit weißem Federhut anmutig dareinsah und oft das liebe Muttertier, wie sie die englische Stute nannte, am Halse klopfte und strich.

Vater und Tochter hatten Heiterkeit in den Mienen.

In den Anlagen an mancherlei Wegübergängen standen Menschen, die auch die erste Frühlingsahnung genossen, oft auch mit einer tiefen Verbeugung oder mit gemessener Vertraulichkeit und Verbindlichkeit grüßten. Und Arbeitsfrauen waren bemüht die alten Blätterreste des Herbstes wegzuharken, daß man den Frühling und die junge Erde und die jungen Knospen roch.

Alice dachte an Michael viele Male, lachte kindlich in die helle Luft, erzählte, wie er oft sich so klein und demütig machte. „Dieser gute Hans Huckebein," sagte sie ausgelassen. „Als ob einer nicht alles einmal erfahren müßte — und ein Mann, wie er, immer nur wie ein Kind in Hut und Reinheit hätte sitzen können."

„Du kannst dir gar nicht denken, Papa," sagte sie dann ein paarmal in anderen Wendungen sehr weise, „daß gerade ein erfahrener Mensch beglückt — ein erfahrener Mensch — der nur nicht Liebe erfahren hat — daß sie ihn so in Erstaunen setzt, daß er sich nichts dünkt — auch wenn er etwas ist."

Der Minister lächelte, und die Tochter lachte dann und erzählte, wie er manchmal kleinmütig redete, und erzählte von der Inbrunst seiner Briefe.

„Ganz übertrieben ist er. Man kann sich ordentlich beunruhigen. Wie er dann an alles denkt, wie eine sorgliche Mutter," sagte sie. „Da möchte man schon gar nicht mehr aus dem Bett aufstehen, nur in seinem Futteral liegen bleiben, wie ein goldener Löffel in seinem Etui, damit einem ja nichts widerführe!"

* *
*

Michael war gleich vom Bahnhof aus bei Alice vorgefahren und war unglücklich, sie nicht zu treffen. Man sagte nur, sie sei ausgeritten mit Exzellenz. Er wartete. Aber dann war er ungeduldig, wie immer, und ließ sich zu seinem Vater fahren, um ihm zu berichten.

Im Wagen änderte er den Entschluß. Er war sehr voll Verlangen gewesen. Nun er wußte, daß Alice in aller Frische draußen im Freien sich tummelte, und daß im Hause des Ministers alles war, wie er es kannte, gewann er seinen Mißmut wieder. Er fuhr ins Hotel zurück und begann dort in Zeitungen und Briefen herumzukramen. Da stieß er auf eine seltsame und fast abstoßende Handschrift. Michael konnte Briefe tagelang unbeachtet lassen, wenn er nur wußte, wes Geistes Kind der Schreiber war. Er sagte häufig: „Ich weiß alles, was mir ein Mensch mitteilen kann. Es gibt ja keinerlei Geheimnisse. Es ist immer dasselbe uns tausendmal bekannte Leben. Und wenn wir erstaunt tun über das und jenes — dann ist es nur um des guten Tones willen, daß wir uns so stellen." Nun mußte Michael diese Zeilen lange ansehen. Aber er schob Briefe und Zeitungen weg und befahl ihn in Ruhe zu lassen und setzte sich, an Alice zu schreiben.

„Daß sie auch gerade fortreiten mußte, während ich komme!"

Er schrieb ihr einen mürrischen — oder wenigstens verletzten Brief.

Er fand gar nicht weiter . . „Liebe" . . „Liebe" . . „Ach, Liebe! Liebe! Das drückt es ja auch nicht aus" — sagte er — und zerriß den Brief und nahm einen

anderen Bogen. „Sie weiß gar nicht, wie ich mit Leib und Leben an diese Augen und Lippen, an diese stählerne, schmiegsame Gestalt — an diese energischen Hände — an diesen Gang und dieses Lachen gebunden bin, wie ein Sklave."

Er saß lange vor diesem Bogen und schrieb nichts — kramte einige Photographien von Alice aus, sah sie an und dachte dahin und dorthin.

„Sie hätte, wenn sie mich liebte — wenn sie mich auch nur einen Schein liebte — erraten können, daß ich eher käme. Ihr aber ist es ganz gleichgültig, wenn ich komme! Wenn sie sich nur im Strahle des Glückes sonnen kann."

Wie eine Bitternis quoll es auf in ihm. Er sprang auf und ging hin und her und klingelte.

„Ein Bote!"

„Ist es sehr eilig, Erlaucht?" sagte der Diener.

„Fünf Minuten," sagte Michael und setzte sich wieder zum Schreiben zurück.

„Wenn du mich so liebst . . . wie ich dich . . . aber du kannst mich nicht so lieben. Ein Mensch mit einem so freien Gefühl hat gar nicht Veranlassung, so zu lieben. Wem nicht das Leben in einer ewigen Entsagung gegen alles Gute, im höllischen Vergeuden, vergangen ist, der weiß gar nicht, was es heißt zu lieben — das Reine und Klare und Gutgemute zu lieben. Mir ist es so vergangen. Mir ist es vergangen sozusagen in der Fremde. Deshalb weißt du nicht, wie ich mich fühle, wenn ich dich nicht daheim und euer Haus für mich verschlossen finde."

Daß er nur hätte eine halbe Stunde warten brauchen, um die beiden harmlos heimkehrenden Reiter zu finden, kam ihm in seiner Herrlichkeit gar nicht in den Sinn. Daß er nach der Toilette daheim nur wieder fortfahren und zum Minister und Alice emporsteigen können, kam ihm in seiner Verwöhntheit gar nicht in den Sinn. Er hatte sie nicht gleich gefunden, wie er sich gedacht hatte. Es war ihm, als wenn er sie ewig nun nicht gefunden hätte. Und er war mürrisch und zog damit seine Stunde hin.

Aber wie der Diener ins Zimmer trat, war der Brief noch nicht fertig. Er las diese in unglaublich verzweifeltem Tone gemachte Anklage und zerriß den Bogen von neuem.

„Ach du mein Himmel!" sagte er — und strich sich mit der vollen Hand mehrmals versunken Mund und Kinn. Er saß noch verstaubt. Er hatte nicht einmal daran gedacht, sich nach der mehr als Tagesfahrt ein wenig im Spiegel anzusehen. So hatte ihn die Einsamkeit und Enttäuschung in eine Schwermut gebracht.

„Ich werde mich nun vor allem endlich —" sagte er, ohne zu enden.

„Ist denn nicht ein Brief vom Minister gekommen?" . . Er durchsuchte die Briefe neu.

Nein, nichts war da. Es war ja auch schier unmöglich. Alices Briefe gingen nach Wronka. Also konnten sie nicht hier auf dem Tische paradieren.

So begann er jetzt ein Bad zu nehmen und sich zu erfrischen, und seine Gedanken bekamen einen belebteren Gang.

Der Diener erlaubte sich zu sagen:

„Wenn Herr Graf Geduld gehabt hätten, die Herrschaften mußten ja jeden Augenblick zurück sein."

„Du hast ganz recht, Fritz" — sagte Michael gutmütig und fast froh.

Dann öffnete er einige Briefe — und warf sie ungelesen hin, nachdem er sie nur langsam auseinandergestrichen — achtlos bedient unterdessen vom Kammerdiener, der ihm jeden Handgriff abnahm, daß Graf Michael fortwährend mit den Händen unbeschäftigt dastand. Er begann zu rauchen und blinzelte dann nebenher lange auf einen der kleinen Bogen, den er in Gedanken hingebreitet.

„Wenn — Sie — eine — tiefe — Enttäuschung erleben wollen . . . dann . . . lassen Sie, mächtiger Mann, sich weiter mit diesem sehr freien und zielsicheren Mädchen . . ."

Michael sah die Worte . . . las sie wieder, sah das Widerwärtige der Schrift, die wie ein böswillig gewundener Stacheldraht niedrig hinkroch — ganz vage Zeilen ohne Unterschrift — und warf den Bogen samt Kuvert ebenso achtlos in den Ofen.

Dann im nächsten Augenblick erhob er sich und war ganz sicher. Es hatte nur des niedrigen Beispiels bedurft. Er reckte sich. Eben brachte auch der Diener einige Billetts. Man lud ihn ein. „Da — auch Alice schon . .," sagte er fast belustigt: „Seht einmal an," sagte er laut lachend. „Fritz," sagte er . . . „bin ich nicht zu beneiden?" Er sagte alles sehr herablassend . . . „Kannst du dir eine schönere Herrin auf Wronka denken? Wird sie nicht schön aussehen, wie die jungen, weißen Birken? Und sanft umgehen, daß die Hirsche und Rehe zu ihr kommen werden, wie zahme Tiere? Hahaha . . ." lachte er, wie er in den Brief gesehen.

Alice schrieb:

„Liebster von allen unter dem Schneehimmel."

„Es schneit?" sagte er . . . und er lief ans Fenster. „Gott!" — Dichte Flocken tanzten . . .

Er las lachend weiter:

„Aber warten, das gibt es nicht. Geduld haben kann Graf Michael nicht. Nun mag er aber mit um so größerer Eile zurückkehren, ehe die Herren Musiker zu Abend kommen. Denn er ist erwartet. Wie sehr denn? Oh — wer muß denn im Leben noch mehr warten, als Graf Michael auf die Heimkehr seiner Geliebten? — Und stille stehen, bis das Glück und die Sonne kommt, und darf und kann sich nicht vom Flecke rühren? — Alice, das geduldige Mädchen, die hohe Verlobte Graf Michaels. Sie erwartet ihren Verlobten mit der Ungeduld, wie die am Nordkap nach ewiger Winternacht die Sonne erwarten! Oder — ach — ich bin so dumm und einfältig, daß mir nichts einfällt — Geliebter, sei nicht böse! Die Sehnsucht und der Ernst liegt noch auf der Post nach Wronka. Nun ich weiß, daß du da bist, erwarte ich dich, wie nur ich dich erwarten kann."

Graf Michael war in bester Laune. Er grüßte sogar die Kellner draußen auf der Treppe.

(Fortsetzung folgt.)

# Persönlichkeit. Ein Brief und seine Antwort.

Von Julius Bab.

I.

Du schreibst mir, Du wunderst Dich, daß die Menschen einander so wenig verstehen und daß sie Dich nicht verstehen. Aber wie sollten sie denn einander verstehen und wer bist denn Du, daß sie Dich verstehen sollten? — — Lebt denn einer, der weiß, wie der Raum und das Licht war in jenem Zimmer, in dem Du geboren wurdest? Kennt einer Deiner Freunde die Stimme Deiner Amme? Weiß einer, wie das Haar Deiner Mutter in der Sonne leuchtete, als Du zuerst sehend wurdest für seine Farbe? Und wer kennt den Klang des Liedchens, das Dein Vater zu pfeifen pflegte, wenn er Dich morgens aus Deiner Wiege hob? — — — Und dann — — war einer dabei an jenem Sommerabend, als Du ungesehen ins Gartenzimmer tratest, ein kleiner Bursche, und staunend zusahst, wie die großen Schwestern einander bei den Händen hielten und sich wiegten und sangen? — Und wer außer Dir hat jenen Ton gehört, mit dem Dein älterer Bruder einmal im Nebenzimmer dem Freunde zurief, er habe ihn im Spiel betrogen? Keiner hat ihn gehört und doch ist er irgendwie durch Dein Leben gegangen, Tag und Nacht, immer wirksam. — — Weiß einer von jenem Augenblicke, da Du, ein neunjähriger Knabe, allein im Zimmer standest, während draußen die Regentropfen gegen die Scheiben schlugen. Die Luft war ganz grau, die großen Tannen drüben kaum mehr zu sehen und das Feuer im Kamin knackte so seltsam. Und plötzlich fingst Du an zu weinen — wie Du noch nie geweint hattest, auch nicht, wenn man Dich gescholten oder geschlagen hatte. Und dann kam die Mutter herein und fragte, was Dir fehle, und keiner wußte es. — — — Oder hat einer das Zucken Deiner Lippen bemerkt, an jenem Sommermittag, als Du die Straße heraufkamst, die Schulmappe auf dem Rücken, und die Horde Gassenjungen das betrunkene Bettelweib umjohlte und zum erstenmal etwas in Dir aufstand und sich empörte wider das Wesen der anderen? Und wer hat das Glühen Deiner Augen gesehen über jenem unvergeßlichen ersten Indianerbuche von Wetterhart, dem edlen Häuptling, und seinen Gefahren und Taten. Und wer — — — genug, es lebt keiner, der all das gesehen hat und mitempfunden. Wie aber solltest Du da von einem verstanden werden — Du, der Du nichts bist als eine Folge solcher Augenblicke und tausend anderer — aber wahrlich nichts anderes!

Ja, wenn Deine Mutter noch lebte, die wüßte doch mancherlei von den untersten und tiefsten Schichten Deines Ich — sie hat Dich miterlebt in Deinen ältesten Wesensteilen. Und wie wenig wäre es schließlich doch auch nur, was sie mit Dir gemein hätte aus der unendlichen Fülle jener Augenblicke, die Deine Persönlichkeit bilden und die zahlreicher sind als jene kleinen Lebendigen, die Zellen, die Deinen Körper bilden und von denen die Gelehrten sagen, daß sie zur Kette gereiht die Erde wohl zweimal umspannten. — Und nun gar Deine Freunde von gestern, von wenigen Jahren, die auf dem ungeheuren Berge Deines Wesens kaum die letzten obersten Sandkörner sich bilden sahen und denen im besten Fall Dein Gebaren eine dumpfe Gesamtahnung der Miriaden älteren Dinge zuspiegelt, eine blasse tastende Gemeinvorstellung, die so wenig Dein Leben erschöpft, wie etwa Worte Wirklichkeiten. —

Und Du wunderst Dich, daß sie von ihren Myriaden vergangener Augenblicke geleitet, immer wieder an Dir vorbeiirren?! Du wunderst Dich —? — Du Wunderlicher — — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Mein Freund,

hab Dank für Deinen Brief, der die höchste Wahrheit hat, die unter Menschen möglich ist, weil er mit Glauben und Güte geschrieben wurde. Er hat nichts gesagt, was ich bestreiten möchte, aber auch nichts, was mich zum Schweigen bringen könnte. Denn daß es Unmögliches fordern heißt, ein fremdes Ich zu erfassen, wenn es nur Name ist für eine tausendgliedrige Kette vergangenen Lebens, — das ist eine alte Weisheit und das habe ich auch nie verleugnet. Und doch sage ich noch heute, daß es beklagenswert und verwunderlich sei, wie wenig die Menschen einander verstehen — denn es gibt noch ein anderes in uns, das begriffen werden kann, — und dies ist nicht eine unübersehbare Summe von Vergangenem, sondern ein einheitliches Bild, das über dem in Millionen Tropfen hingleitenden Stromsturz unseres Wesens als ein leuchtender Regenbogen steht — — freilich auch nur eine Luftspiegelung und so wenig betast- und begreifbar wie gleitendes Wasser. — Aber wenn es denn wahr ist, daß keine Gegenwart in unserem Ich ist, so sind wir doch nicht nur Vergangenheit, sondern auch Zukunft, und jener zukünftige Teil unseres Wesens ist es, den wir verstehen lernen sollten.

Laß mich Dir ein Wort sagen von jenem in jedem Augenblick ungewordenen und doch so mächtig wirksamen Teile unseres Ich. Es mag wohl nur Zufall sein, lieber Freund, daß Dein Brief als letzten Augenblick aus der Entwicklungsgeschichte eines Menschen den gibt, der, in wie primitiver Gestalt auch immer, die Kunst in das Leben eintreten läßt. Immerhin scheint es mir ein bedeutsamer Zufall. — Sicher nämlich ist, wenn nicht eher, über jenem Indianerbuche der Gestaltungstrieb des Knaben erwacht. Als er sich mit brennenden Wangen erhob, da stand es in ihm fest, daß er auch so ein Held werden wollte, wie Wetterhart, der listige, tapfere Häuptling, und vielleicht hat er seinem „Ideal“ zuliebe sich anderen Tages in die gewagteste aller Raufereien gestürzt. — Du meinst nun vielleicht mit Recht, daß das nicht viel bedeutet: — wie sehr kindliche Völker ihre Kunstwerke am eigenen Körper anbringen, so tuen sehr kindliche Menschen noch bei uns überall: sie dichten sich selbst zu ihren Helden. Und vielleicht ist's auch noch nichts anderes, wenn der Knabe ein paar Jahre später nicht mehr Romanheld, sondern Romandichter „werden“ will, und wenn er noch etwas später in kluger Berücksichtigung von allerlei Dingen einen „Beruf“ erwählt, in dem er nun wirklich arbeitet. — — — Alles nur Spiel oder Notdurft, nicht wahr?! — Freilich — — aber soll ich Dich, den wissenden Liebhaber der Kunst, erst erinnern: aller Gestaltungstrieb ist im Grunde nur Trieb zur Selbstgestaltung! Im Grunde bleiben wir ja doch wie jene Kindlichen, deren ganze Kunst Selbstschmückung, Schaffen am eigenen Leibe ist — wenn wir auch die Schmuckstücke für unseren „Geist“ weiter von uns projizieren können, als der Wilde seine Tätowierung vom Körper. — Wer will nun aber das große Geheimnis ergründen, ob solch Schmuck im höheren Grade Folge oder Ursache wirklichen Wesens sei? Ob unser Leben mehr den Traum erschafft als wie der

Traum unser Leben? Ob nicht jeder Traum die Kraft in sich trägt, Wirklichkeiten nach sich zu ziehen, ganz in dem Grade, in dem er intensiv geträumt wurde? — Ist etwa jedes Spiel nur Brücke zwischen einer vergehenden und werdenden Wahrheit? Hat nicht jeder Wille eine Kraft in sich, Wirklichkeiten zu wandeln? — Mißverstehe mich nicht, als ob ich hier von einer „Freiheit des Willens" spräche. Dieser Wille mag an Art und Kraft tief unfrei gezeugt sein in den Tiefen unserer Natur von unseren vielen vergangenen Augenblicken. Und jeder Künstler weiß es: es ist nirgends so wenig Willkür als im Spiel, und keiner spielt ein anderes als ihn seine Natur zu spielen zwingt. Nur das will ich sagen: da wo Wunsch und Wille, Spiel und Gestaltung in unser Leben eingreifen, da durchlaufen die unbekannten Kräfte, die unser „Ich" zusammenordnen, eine Form, in der sie sichtbare Zeichen hinterlassen, in denen sie und das Ich, zu dem sie unsere Anschauung formuliert, also in etwas verstanden werden können! Was ich vorhin sagte vom Werden-Wollen in den Betätigungen, im „Beruf", das sind freilich nur die allergröbsten belanglosesten Zeichen — aber unser „Werden-Wollen" malt sich noch in zahlreichen, viel feineren Zeichen. Wie der Knabe aus seinem Buche den Indianerhäuptling als Vorbild seines Wesens ergriff, so bildet sich im Laufe der Zeit aus allem, was wir in uns und um uns erfahren, ein unendlich komplizierteres Vorbild. Das fällt nun keineswegs mit dem zusammen, was man sich als absolutes Ideal vorstellt, wenigstens nicht bei leidlich „bescheidenen" Naturen, — und es ist nicht etwa das schulmeisterliche „Streben nach dem Ideal", von dem ich rede! Nein, dies „Vorbild" kann resignierten Naturen, am Maßstabe fremder Persönlichkeitswerte gemessen, recht gering erscheinen — aber es ist etwas, bei dem sich ihre unbewußte Eitelkeit (sprich: Selbsterhaltung!) beruhigt, etwas, mit dem ihr Geschmack sich verträgt und was sie deshalb gern und deutlich darstellen. Naive Leute halten dann meist dies Vorbild (mit dem sie doch so wenig identisch sind, wie der Knabe mit dem Häuptling Wetterhart) für eine Nachbildung ihres wahren Wesens, und ich glaube, diese naive Verwechslung von Wirklichkeit und Wunsch zählt zu den verbreitetsten Irrtümern auf Erden*). Die meisten Menschen glauben zu sein, was sie doch nur sein wollen; ganz im Recht wäre also, wer nur ablehnen wollte, das, was die Menschen sind, und das, was sie darstellen, zu identifizieren. Aber viel zu weit geht nun doch, wer sagt: daß das sichtbar Dargestellte nichts mit dem wirklichen geheimen Wesen des Menschen zu tun habe. Hochzubeachtende, wenn schon nie erschöpfende Anzeichen von vielem, was wirklich war und werden wird, sind solche Vorbilder, erzeugt von Vergangenem und Zukünftiges erzeugend. Auch der Knabe war ja nicht der Held jenes Buches und doch verriet seine Begeisterung, sein Traum von ihm, sein Wille, ihm zu gleichen, vielleicht zum erstenmal, viel von allem, was an Ererbtem und Erfahrenem in ihm lag und was noch in ihn eintreten sollte. Noch ist das Vorbild roh, nur in wenigen Punkten sich mit den Möglichkeiten des wirklichen Wesens deckend, aber bald wird er sich feinere, täuschendere — selbsttäuschendere Vorbilder finden. Und so kommt

*) Muß ich noch hinzufügen, daß ich hier nicht von jenen dem feineren Geschmack so uninteressanten bewußten Komödianten spreche, die zur Komödie, die Natur uns alle spielen läßt, noch eine willkürlich ersonnene eigne hinzustümpern und die eben dadurch die Dürftigkeit ihrer Natur verraten. — Und dabei liegt für den tieferdringenden Blick auch in jeder Selbstverstellung noch ein gut Stück Selbstdarstellung!

in jedes Menschen Leben (und der Grad des Bewußtseins tut hier nichts zur Sache) der Augenblick, da er sich gefällt, so oder so zu sein, da er sich ein Bild macht seines eigenen Ich und es nun zu erhalten trachtet. Das mag wohl als Eitelkeit, als Bequemlichkeit oder als Eigennutz, als Beschränktheit oder als Anmaßung in die kleine Welt der Erscheinung treten — aber der große Trieb des Formens und Stilisierens steht doch dahinter, es ist der Trieb des Künstlers in jedem Menschen — und jeder schuf sich zum wenigsten ein Kunstwerk, ein Bild, ein Leitbild: „sein Ich". Und was da schafft, ist nichts anderes als der große Grundtrieb alles Lebens: die Selbsterhaltung — nur muß man heraushören, daß es hier nicht nur um die Erhaltung, sondern auch ums Selbst geht, daß der große Trieb zur Dauer auch immer ein Trieb zur Individuation ist. — Das Bild seines Ich aber, das jeder aus seinen Vergangenheiten heraustreibt, das schwebt nun jeder Gegenwart voran, gleich einem großen ewig offenen Gefäß, das dem zuströmenden Inhalte erst Form gibt. Dann wird es der größte Teil der Lebensarbeit, dies Bild zu erhalten: bald die unablässig zuströmende Flut des Wirkenden, seiner Form einzuzwängen, bald die Form nach dem neuen Bedürfnis zu modeln. — Wo das aber nicht gelingt, das ewig verwandelnde Bild, den Zukunftsteil unserer Natur, — den zuquellenden Vergangenheiten anzupassen, da gibt es Zusammenbruch des „Selbstbewußtseins", da endet eines Menschen Wesen. — So ist das, was wir zu sein glauben und scheinen, doch nicht nur Produkt, sondern auch Faktor von Wirklichkeiten, und der Mensch ist wahrhaft Mitbildner seines Wesens — wenn auch nicht im Sinne ahnungsloser Schulpädagogen.

Unser „Ich" aber ohne Konstanz in der wechselnden Flut der Empfindungen hat ein doch sehr „wirkliches", wirksames Leben als Glaube, als Wille zu einem Ich!

Das aber, mein lieber Freund, dies vielsagende Vorbild jedes Menschen, das kannst Du sehr wohl sehen und verstehen, denn er müht sich unablässig, es darzustellen, es zu verkörpern — wie wir ja alle, bewußt oder unbewußt, *unablässig bemühte Schauspieler unseres erträumten Selbst sind.*

Das Wesen dieses Schauspiels aber zu erfassen, das nenne ich Menschenkenntnis — und nicht das Erspähen zahlreicher und doch so weniger gleichgültiger Wirklichkeitsbruchstückchen. Und einander zu bestätigen in diesem nötigsten und nützlichsten aller Spiele, das nenne ich Menschenfreundlichkeit — und nicht das selbstverständliche Beispringen in relativ gleichgültigen Wirklichkeitsnöten. Jeden aber zu einem möglichst klugen (d. h. mit den zuströmenden Wirksamkeiten harmonierenden) und edlen (d. h. auf vornehme Wirkung bedachten) Darsteller seiner selbst zu bilden, das scheint mir das Wesen wahrer Menschenliebe — und nicht jene Eigensucht, mit der manche ein fremdes Ich zum Träger ihres Leitbildes pressen, um sich so an fremder Kraft zu bereichern.

Der aber, der den anderen nicht so selbstsüchtig „idealisiert", sondern ihn in seinem Selbstdarstellungstrieb achtet und liebt, der wird wahrhaft etwas von uns verstehen, auch ohne die Stimme unserer Amme oder den Rock unseres Lehrers gekannt zu haben. So gehört denn wohl nur Liebe zum Verstehen — ja vielleicht ist Liebe nichts weiter als der Wille, das Selbstbildnis des anderen zu erblicken und gelten und wachsen zu lassen.

Daß es aber solche Liebe gibt und verstehende Freundschaft, des, mein Lieber, bist eben Du mir Beweis, der Du mir lebend hundert schöne Male Deine Lehre widerlegtest.

# Richtfest.

Weit geöffnet alle Fenster. Kühler Nadelduft rieselt herein wie Gebirgswasser — türkisblau schwebt der Himmel auf lachsfarbigem Horizonte, den die scharfen Konturen langstämmiger Fichten zerreißen — aus allen Wiesen steigen flaumig-weiße dicke Schleier empor und bleiben starr darüber stehen — wie von unsichtbaren Händen gebreitet.

Von fernher tönt hartes Klirren der heimkehrenden Ackergeräte — irr — phantastisch zuckt eine Fledermaus durch die nachtende reglose Luft — gleich einer jäh auftauchenden Ahnung nahen Unheils.

Er steht am Fenster — mit beiden Fäusten klammert er sich ans Kreuz — eine atavistische Reminiszenz ans Kreuz des Erlösers blitzt durch sein wirres Hirn — schwer lastet sein Kopf auf gestrafftem Arme. Drüben — einen Steinwurf weit — wächst ein neues Haus aus der Erde — nackt und roh platzt es herein in den Frieden der waldigen Einöde — Stein auf Stein hat man getürmt — Hoffnungen auf Freude und Glück. Drinnen — im eigenen Heim — trägt ein unerbittliches Schicksal Stein auf Stein ab und reißt nieder, was in harten Lebenskämpfen gebaut wurde — für ewig.

Bang lauscht er hinein — da liegt sie — regungslos — ihr kurzer Atem schluchzt wie nach langem Weinen — sorgenvoll prüfende Blicke hängen an jedem Zittern der Lippen — jedem Pulsen des Blutes. Noch ist sie da — noch flattert das Leben in ihrer Brust wie ein gescheuchter Vogel — der fliehen will aus dem Glashause des Körpers — hinaus in den unendlichen Raum, in dem die Seele schon weilt — und immer wieder schlägt er mit dem Kopfe gegen die Scheiben und taumelt zurück.

Dann ist es ganz still — eine Weile — mit angespannter Lunge — lautlos steht alles — ein befreiender Seufzer preßt sich aus der Brust, wenn ihr mattes Lebenslicht wieder flackert.

In der Nachtluft wehen die Kerzen — Motten und Falter tanzen darum wie die gequälten Gedanken — prasselnd — Wassertropfen auf heißem Erze — verglühen sie in den Flammen.

Ein Flatterding folgt dem anderen — eine Furcht — eine Hoffnung — der anderen. — Noch lebt sie — was aber — wenn —. Mit jähem Ruck reißt er den furchtbaren Gedanken ab — wie ein würgendes Seil, das sich ihm um den Hals schlingen will. Sie muß leben — seine fiebernden Augen bohren sich tief in die zarte Brust, die da vor ihm keucht und zittert — an der er oft geruht hat in Wonne und sicherem Glück. Die Wucht alles Wollens — das ganze Gewicht seiner Lebenskräfte wirft er auf das eine: sie muß leben!

Wahnwitz — wenn er sie nun emporhöbe — aus dem Bette risse — unter dem Arme faßte — dann muß sie doch gehen können — die Augen aufschlagen, wenn er schreit, daß die Wände zittern. Dann ist alles gewonnen. — Nur Leben will er sehen — bewußtes, warmes Leben.

Krampfhaft klammert er sich ans Bett — die Zähne dringen in die Lippe, daß sie aufquillt. Aengstlich lauernd huscht sein Blick von Gesicht zu Gesicht: Haben die noch Hoffnung — glauben die an Rettung? Wagt nicht an den Tod zu denken! —

Er löst die gerungenen Hände. — Glaubt nicht, daß ich bete — wozu denn — ich habe nie gebetet. Wir haben ja Aerzte — und sie ist noch so jung — und gestern — da lebte sie ja noch — und lachte — aß und trank — schaute mich an — und sprach zu mir.

Schluchzend bricht er zusammen — das Stöhnen seiner gepeinigten Brust mischt sich in grausigem Zwiegesange mit den Todesseufzern der Scheidenden. Finster — eisig schleicht die Nacht dahin — kein Ton — nur jähe Atemzüge — ab und zu der hohle Schrei eines Käuzchens.

Grau bricht der Morgen an — die ersten Stimmen erwachen. Noch immer — noch immer. — Schon mischt sich erlösender Wunsch in die starre Hoffnung. Aber kämpfen — ringen um dies unwiederbringliche Leben bis zum letzten Hauche!

Ein herrlicher Tag — das rote Herbstlaub glüht wie Gold — Stunde auf Stunde verrinnt — schon neigt sich die Sonne — ein schwarzer Wolkenstreifen segelt langsam quer über sie hin — ein Geisterschiff. Nur noch ein schmales Band hat der leuchtende Ball zu durchschreiten — dann kommt die Nacht. Noch immer — noch immer — schon starb die Hoffnung.

Jetzt ruht die feuerflüssige Scheibe auf dem Erdrande — alles steht in Flammen — lodernd — leuchtend — das Ende. Noch ein Atemzug — und noch einer — noch — einer. Ein feiner Spalt trennt — die festgeschlossenen Lider — brechend schnellt der Blick nach oben — das Ende. Ganz einsam wird es um ihn — den Knienden — Schluchzenden. Langsam — mit der Sonne sinkt alles, was ihn — erfüllte hinab — in die Tiefe — in die ewige Nacht — wie ein Haus, das die klaffende Erdrinde verschlingt.

Drinnen kein Laut mehr — von draußen schallen fröhliche Stimmen herein — das neue Haus kam unter Dach — man hißt die Laubkrone — Richtfest.

Tränenlos schleicht er in den Garten — die letzten Rosen — er achtet nicht der Dornen — welkt — und stirbt — mit ihr.

Leipzig, 18. Oktober 1907. Gustav Herrmann.

# Randbemerkungen.

## Die Verpestung Berlins durch die Provinz.

Etwas drastisch. Aber wenn man nicht grob ist, wird man nicht verstanden. Und dieses muß einmal scharf ausgesprochen werden.

Es ist wie ein Evangelium, daß die Großstadt (Berlin vor allem) der Sitz des Lasters, der Unzucht, ein Sodom und Gomorra, die Kleinstadt, das Dorf die Stätte ehrsamer Zucht und Sitte sei. Kein Philister kommt aus Berlin nach Vasewalk, ohne die Augen zu verdrehen: „Was ich erleben mußte!“ Jedesmal, wenn eine schreckliche Tat oder ein Sumpfprozeß in das „Großstadtleben“ hineinleuchtet, verschlingt die Provinz gierig die Berichte und lügt den alten Pharisäerspruch: „Ich danke dir, Gott ...“ Herr von Schuckmann, den ein gütiges Geschick zur Pflege der Feigenblätterkultur in Südafrika bestimmt hat, gab vor Jahresfrist mit seiner bekannten Landtagsrede den reinsten Ausdruck für diese Stimmung. Gläubig betete die Presse draußen den Unsinn nach. Und die Berliner Presse suchte zu verteidigen, statt zum Angriff

gegen die Schuldigen vorzugehen. Jetzt bringt der Moltke-Harden-Prozeß eine Neuauflage, und die „Mitteilungen der nationalliberalen Partei für Münden-Ravensberg“ bringen in ihrer Bußpredigt folgenden Satz fertig: „Noch spreizen sich glücklicherweise die Sumpfblüten einer Asphaltkultur offen nur in den Massenpferchen und Lasterhöhlen der verkommenen, moralisch und physisch entnervten Großstadtbevölkerung.“

Nun ist es aber höchste Zeit, daß Berlin den Spieß umkehrt und sich zur Wehr setzt gegen den Schmutz, der ihm von außen in sein anständiges Haus getragen wird. Ich weiß, daß es einseitig ist, was ich sage. Aber um eine Wahrheit deutlich zu erkennen, muß man sie isolieren. Und die hier zu erkennende Wahrheit ist: daß Berlin eine ganz „anständige“ Stadt sein könnte, wenn nicht die Provinz das Bedürfnis nach einem „unanständigen“ Berlin hätte!

Für wen sind denn alle die sogenannten Luststätten und Lasterhöhlen da? Für die Berliner? Du lieber Gott, die Mehrzahl der Berliner sieht davon ebensowenig wie von den Kunstschätzen. Da lebt eine Million Menschen in Groß-Berlin, die arbeitet und schuftet wie nur irgendwo und hat gar nicht Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die sie genau wie der Pasewalker nur aus der Zeitung kennt. Da lebt eine zweite Million, ruhige, solide Bürgerfamilien, die sich furchtbar freuen würden, wenn die Großstadt weit weg läge, damit die Kinder nicht soviel sähen. Was dann noch übrig bleibt: berufsmäßige und Gelegenheitssünder, davon könnte Babel nicht fett werden. Das „unsittliche“ Berlin, die Prostitution und was drum und dran hängt, ist eine Fremdenindustrie. Nur der dauernde Strom von Fremden, der aus allen Teilen Deutschlands durch Berlin (und manche andere Großstadt) flutet, ernährt das Babel, macht die Gelegenheiten möglich und notwendig, die dann auch den Berliner verführt. Man gehe doch in die Stätten des Leichtsinns, der sogenannten Unmoral und sehe, wer dort verkehrt. Man frage doch die galanten Damen nach ihrer besten Kundschaft: Fremde, Geschäfts- und Vergnügungsreisende, oder Leute, die für längere Zeit sich in Berlin aufhalten müssen, wie Studenten, Assessoren, Offiziere, Abgeordnete usw. usw. Die eigentlichen Berliner spielen demgegenüber keine erhebliche Rolle.

Der Großstädter ist nicht „lasterhafter“ als der Kleinstädter. Er würde nicht halb so viel bummeln, wenn er nicht durch die Gelegenheiten verführt würde, die um des Kleinstädters willen geschaffen sind.

Bis hierher habe ich alle Werturteile im Sinne der landläufigen Moral wiederholt, ohne zu prüfen, ob diese Moral richtig ist. Aber nun kommt das Abweichende, das uns an die Wurzel des Uebels führt: der Großstädter ist trotz der verführerischen Gelegenheiten, denen er oft und gern nachgibt, reiner und anständiger als der Kleinstädter. Weil er ehrlicher ist. Der Provinzler fügt zu der nach seinen eigenen Moralbegriffen verpönten großstädtischen Unzucht noch ein schweres Laster: er lügt! Und diese Lüge ist schuld an Sodom und Gomorra. Wenn ich von dieser Lüge spreche, so meine ich nicht das Dorf. Denn dort ist das „Unsittliche“ meist noch nicht unsittlich, weil es natürlich und aufrichtig ist. Der Kern des Uebels ist (neben der ländlichen „Gesellschaft“) die Kleinstadt, wo jeder hübsch fromm und sittsam sein, die wahre Natur verleugnen muß. Alle Lamentationen der Krähwinkler über die Sündhaftigkeit Berlins sind ja gelogen. Wer irgend kann, fährt zur Großstadt, um die verachteten Genüsse zu kosten. Und wer nicht hinein kann, schilt mehr aus Neid als aus Ueberzeugung. (Alles mit vielen Ausnahmen natürlich!) Erlaubt ist, was sich ziemt — und was die andern nicht merken. Wie einst die englische Gesellschaft sich entrüstete über Byrons Don Juan und heimlich das Buch verschlang, so „sündigt“ heute noch der Offizier in Zivil, der Student ohne „Couleur“ und der schlichte Bürgersmann in der fremden Stadt, wo er sich ungekannt glaubt.

Es ist übertrieben, aber darum nicht unrichtig: das sündhafte Berlin ist eine Notwendigkeit, damit alle Krähwinkler zu Hause Anstand und fromme Zucht heucheln können! Wären die Kleinstädter nicht solche Heuchler,

lebten sie zu Hause, wie es ihrer inneren Natur entspricht, so könnten und müßten die Vergnügungslokale in Berlin um zwei Drittel weniger sein. Die Gewohnheit der Provinz, zu Hause fein sittsam zu sein und in der Großstadt sich auszutoben, hat Babel groß gemacht. Man könnte mit dem zweiten Gatten der Frau von Elbe sagen: Berlin ist das Klosett Deutschlands geworden. — Nicht die Provinz sollte auf Berlin schelten. Eher könnte Berlin sich beschweren, daß es die Ablagerungsstätte sein muß für alle, die zu Hause nicht „sich auszuleben" wagen. Die Verlogenheit und die Lüsternheit der Provinz hat den Sumpfboden geschaffen, aus dem von Zeit zu Zeit die „großstädtischen Miasmen" aufsteigen.

Aber wenn dann die Kleinstädter jammern über die Sittenverderbnis, die sie in ihren Zeitungen um keinen Preis missen möchten, so kann die Großstadt ihnen antworten: Behaltet ihr euern Unrat selbst, dann wird es bei mir nicht halb so stinken!

Heinz Potthoff, M. d. R.

# Reminiszenzen über Wagner.

Von Ignaz Ježower.

### Ein Urteil über Wagner aus dem Jahre 1856.

Andreas Towiański kommt 1840 nach Paris. Er bringt den polnischen Emigranten, den radikalen, die von seiner nationalen oder sozialen Revolution und den gemäßigten, die von einer Intervention der Mächte: die Wiederherstellung Polens erwarten, eine neue Botschaft, das neue Wort. Nur durch Erfüllung aller Gebote des Evangeliums könne die innere Freiheit gewonnen werden, und die innere Freiheit müsse die äußere zur Folge haben. Towiański leitet aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott das Verhältnis des Menschen zum Menschen ab. — — Towiański hat kein Buch geschrieben, er gab seinen Schülern — zu denen auch die zwei größten polnischen Dichter Mickiewicz und Słowacki gehörten — das lebendige Wort. Ego sum sermo Dei. Und er sagt ihnen: „Habt in allem ein Ziel — die Exaltation; steigt immer höher. Stets haltet zu Gott . . . Vernachlässigt nicht Wissenschaft, noch Kunst, . . . bewahrt immer eueren Ton." Denn man müsse im vollen Ton sein, bei jeder Handlung das dreifache Opfer bringen, und dadurch alles in die Sphäre des Großen, Reinen und Heiligen erheben. Von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt 1856 Towiański in einem Gespräch das Schaffen Wagners. Der Dichter Goszczyński hat Towiańskis Ausführungen niedergeschrieben. Das Manuskript befindet sich im polnischen Museum zu Rapperswyl.

### Ueber Wagner als Musiker.

(Aus der Erinnerung niedergeschrieben am Tage des hlg. Andreas 1856.)

Man unterhielt sich über den Komponisten Wagner, der von sich sagt, er eröffne der Musik einen neuen Weg.

Der Meister sprach:

Gewiß eröffnet er einen neuen Weg, denn in der Art wie er schafft, stellt er das Muster der Wahrheit auf. Nur täuscht er sich hinsichtlich des Umfangs. Ihm scheint, er tue es auf der ganzen Linie, in Wirklichkeit aber gelingt's ihm nur auf einem gewissen kleinen Teil derselben.

In unserer Sprache. Er schafft sein Werk durch das dreifaltige Opfer: er holt alles aus dem Geiste, führt es durch den Körper, und bringt es in dieser Extase zum Ausdruck. Deshalb hat seine Musik auch einen ganz anderen Ton, sie teilt sich mit, und läßt sich gleich von jeder anderen Musik unterscheiden. Ein Beispiel dafür, was das dreifaltige Opfer auf jedem Gebiete vermag. So müssen wir in allem, sei es in Sprache, im Schrifttum oder in Musik dieses dreifaltige Opfer suchen ...

Wagner ist ein Märtyrer, er hat den Stolz, der zugleich fühlt, daß er sich nicht zu seiner Höhe aufschwinge. Fern dieser Höhe kämpft er, auf die eigenen Kräfte vertrauend, und kann den Gipfel nicht erreichen. Aber mit der Hälfte dieser Kraft könnte er die ganze Linie durchlaufen, könnte er seinen Gipfel erklimmen, und von dieser Höhe das dreifaltige Opfer von Anfang bis Ende in die Musik einführen ...

Er müht sich so ab, schafft in solcher Not und solcher Wahrheit, und wird nicht verstanden. Er fühlt seine Ueberlegenheit, und muß es mitansehen, wie den anderen, die sich nicht wie er mühen, und die das Opfer nur bringen im Flug des Geistes oder — wie die Italiener — mit ihren Nerven, gehuldigt wird. Das ärgert, empört ihn. Denn wahrlich mancher erhebt sich im Fluge des Geistes viel höher als er, durcheilt die ganze Linie ...

Um seiner Sünde, seiner Reinigung willen muß er sich so abquälen, in Nöten leben, und erreicht das Ziel nicht. Doch später wird er einsehen, in diesem oder künftigem Leben, daß — hätte er sich vor Gott gedemütigt und das Christentum angenommen — er ohne so viel Mühe, denn mit Hilfe der Gnade, viel mehr erreichen würde.

Ich könnte ihm dies alles noch erklären, ihm mathematisch nachweisen: wo er stehe und wo er stehen müßte, ich könnte ihm die Mittel in die Hand geben, aber er kann seiner Schuld willen meinen Dienst nicht annehmen. Denn ob er gleich leicht es einsehen müßte, so wird ihn doch der Geist, der bei ihm ist und der darüber wacht, daß er den mühseligen Weg gehe und das Leid, das ihm zubestimmt, trage, irreführen und nicht zulassen, daß er erkenne.

Doch nach der Art und dem Geiste seiner Musik gehört er bereits unserer Stunde an und steht unter der Fahne unserer Sache.

## Siegmund Friedberg.

Die Berliner Ballokale werden in diesem Jahre eine starke Verminderung ihrer Einnahmen zu verzeichnen haben: zwei ihrer besten Gönner haben ihnen den Rücken gekehrt. Herrn Adolf C. Eberbach ist nun Herr Siegmund Friedberg, der „reiche Bankier", wie ihn die Freundinnen des „Moulin rouge" und der „Amorsäle" nannten, in die Versenkung gefolgt. Dort suchten beide nach dem Hasten des Tages Zerstreuung; den Nervenreiz, nach dem die von unersättlichem Erwerbsdrange gepeinigte Seele zu dürsten pflegt.

Herr Friedberg war nicht bloß bei den Schönen der Ballsäle ein populärer Mann. Fast jedes Kind kannte ihn; nicht vom Ansehen, sondern aus den Riesenannoncen, die der Bankier in den Zeitungen ständig veröffentlichte, aus den Plakaten, die an den Zwischenaktsvorhängen der Varietés, an freien Straßenplätzen, weithin sichtbar, der Menge die Existenz der Firma verkündeten. Herr Friedberg wurde rasch bekannt; ebenso rasch als Inhaber des Bankgeschäfts, das besonders seine Hypothekenabteilung Kapitalisten und Kapitalbedürftigen anpries, wie als Herausgeber des „Ratgebers auf dem Kapitalmarkt". Aber nur wenige, denen die Anpreisungen zu Gesicht kamen, wußten, wes Art ihr Urheber war, woher er gekommen und welche Vergangenheit er hinter sich hatte; nur wenige ahnten auch nur, daß der alleinige Inhaber des Bankgeschäftes, das über 120 Angestellte verfügte, noch nicht ein Alter von 30 Jahren erreicht hatte. In den

Kreisen der Börse und der Handelspresse wußte man freilich weit mehr. Friedberg machte zum erstenmal in der Oeffentlichkeit von sich reden, als er im Prozeß gegen den früheren Redakteur der „Vossischen Zeitung", Herrn Professor Meyer, als Zeuge zu fungieren hatte. Der Angeklagte war Mitarbeiter des Ratgebers; das war nicht gerade geeignet, Herrn Friedbergs Renommee zu erhöhen. Auch die äußere Form seines Blattes, gewisse Eigenheiten des Inhalts, die dem Hugo Löwyschen Schwindelblättchen, der „Berliner Finanz- und Handelszeitung," nachgebildet waren, mußten Mißtrauen erregen. Man hörte auch bald, daß der aus Hamburg Eingewanderte die freie Hansestadt verlassen hatte, weil ihm der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war. Dort sprach man an der Börse nicht bloß von unbezahlten Differenzen, sondern tuschelte auch von schlimmeren Dingen. Das genügte, die Augen der anständigen Handelsjournalisten bei der Lektüre des Ratgebers zu schärfen, dem an sich dadurch ein Odium anhaftete, daß ein Bankier ihn herausgab. Die Verquickung von Bankgeschäft mit Handelsjournalistik wird mit Recht bekämpft; der Bankier hat Geschäftsinteressen, die sich mit den Aufgaben des unabhängigen Journalisten niemals vertragen. Doch Herr Friedberg hat es bis zu einem gewissen Grade verstanden, eine solche Verquickung, wie man sie anfangs für wahrscheinlich hielt, zu vermeiden. Geschickte Freunde hatten ihn wohl gewarnt, das Blatt zur Erteilung von „Tips" im Interesse seines Bankgeschäfts zu benutzen. Sie wußten, daß hier ein Angriffspunkt liegen würde, daß sich federgewandte und sachverständige Mitarbeiter auf die Dauer schwer finden lassen, wenn das Blatt hierzu erniedrigt wird. Es ist sicher nicht Herrn Friedbergs Anstandsgefühl, sondern seiner geschäftlichen Schlauheit zuzuschreiben, daß er dem Rate folgte. Der Zweck, das Bankgeschäft zu alimentieren, konnte auch erreicht werden, ohne den alten, verbrauchten Weg zu wandeln. Wer konnte es ihm verübeln, ein Finanzblatt herauszugeben, wenn die Redaktion sich in keiner Abhängigkeit von dem Bankgeschäft befand? Sind nicht auch die Großbanken durch Aktienbesitz an der „Nationalzeitung", die Berliner Handelsgesellschaft am „Lokal-Anzeiger" beteiligt? Ist's nicht schließlich ehrlicher, am Kopfe des Blattes mitzuteilen, woher die Quellen seiner Unterhaltung fließen, als es im geheimen zu unterstützen und so viel besser zum Werkzeug von Spekulationsinteressen zu machen? Andererseits kam gerade durch die öffentliche Nennung des Herausgebers der Name der Bankfirma in aller Munde und mußte ihr so einen umfangreichen Kundenkreis verschaffen. Die Kritik mußte verstummen, wenn auch das Mißtrauen nicht schwand.

Herr Friedberg hatte wohl auch bald eingesehen, daß es für ihn weit lukrativer ist, auf Spekulationsgewinne durch Empfehlung von Wertpapieren zu verzichten und dafür ein größeres Publikum für seine Hypothekenabteilung heranzuziehen. Und in der Tat gelang es ihm, sich durch sein redaktionell außerordentlich geschickt geleitetes Blatt enge Fühlung mit den Kreisen der Kapitalisten zu verschaffen. Denen riet er, ihr Geld in sicheren Hypotheken anzulegen. Hiergegen ließ sich auch vom Standpunkt schärfster Vorsicht nichts einwenden. Und die Provisionen, die Herr Friedberg einstrich, wuchsen beträchtlich. Ein schlimmer Punkt war freilich, daß der „Ratgeber" zu hohe Propagandakosten verschlang, und so an eine Rentabilität nicht zu denken war. Die Inserate wurden anfangs selbst den unbedeutendsten Winkelblättern gegeben (denen wohl auch wegen der Hamburger Vergangenheit der Mund gestopft werden mußte), und jene Sorte von Leuten, die immer am Platze ist, wenn es gilt, den Leichtsinn eines Menschen auszunützen, umscharte Herrn Friedberg. Er war für alles zu haben; seine Verschwendungssucht scheint man pathologisch erklären zu müssen.

Ob Friedberg schließlich, um sich über Wasser zu halten, zu Depots gegriffen hat, steht in dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, noch nicht fest; auch noch nicht mit Sicherheit, wie es ihm möglich war, anfangs ohne Kapital sein Bankgeschäft zu betreiben. Denn als er aus Hamburg kam, hatte er ca. 150 000 Mark Schulden an einen dortigen Makler und 40 000 Mark an Freunde seiner Familie. Das Geld der Mutter war verjubelt; wenn jetzt die Verwandten eine Million Mark zur Verfügung stellen, so geht daraus hervor, daß Friedberg sich später seiner Familie für die Ehrenrettung anscheinend dankbar erwiesen hat. Auch darüber hat man noch keine Gewißheit, ob Friedbergs Privatbedarf, der auf mehr als 150 000 Mark geschätzt wird, allein seinen Ruin herbeigeführt hat, oder ob er auch, wie es in den Zeitungen heißt, an den Gründungen namhafte Beträge verlor. Am wahrscheinlichsten ist, daß beides eine Rolle spielte. Was die Hypothekenabteilung einbrachte, verschlangen der „Ratgeber", die Automobil-Zentrale und zuletzt noch die eigene Druckerei. Das alles aufzubringen, mußte unmöglich sein.

Hätten wir es hier mit einem der ersten besten Schwindler zu tun, mit einem Manne, dessen Lebensaufgabe nur darin bestand, die Depots seiner Kunden in Bordellen und Tanz-

lokalen zu verprassen, der Fall Friedberg wäre nicht wert, näher betrachtet zu werden. Aber mir scheint, er bietet nicht bloß nach einer Richtung ein sehr großes prinzipielles Interesse. Den Mann zu entschuldigen, hieße die Tatsachen auf den Kopf stellen wollen; aber trotz aller Vorwürfe, die gegen ihn zu erheben sind, muß man sein hastiges Treiben vom psychologischen Standpunkt zu würdigen wissen. Friedberg gehört zu jenen modernen Erscheinungen, die mit entschiedener Begabung und allzu starkem Drange, Großes zu leisten, in dem schweren Kampf, der ihnen durch die kleinlichen Verhältnisse ihrer Herkunft aufgebürdet wird, schließlich unterliegen, weil sie nicht über die notwendige Schulung verfügen, die zum Herrschen nun einmal notwendig ist. Die moderne kapitalistische Entwicklung macht es nicht bloß der Arbeiterschaft immer schwieriger, in eine höhere Klasse emporzusteigen. Der Versuch des Vorwärtsstrebenden, auf Grund seiner Fähigkeiten zu Höherem Berufenen, die Fesseln zu sprengen, die die Klasse, aus der er stammt, ihm auferlegt, gelingt nur wenigen; und er mißlingt immer, wenn nicht eiserne Selbstdisziplin den Weg ebnet. Wäre Friedberg, der Sohn des einfachen Hamburger Maklers, der seine Familie schlecht und recht ernährte, in die richtigen Hände gekommen, hätte er die notwendige kaufmännische Führung gehabt, hätte er gelernt, sein Streben in die richtigen Wege zu leiten; ich glaube, aus dem Manne wäre ein talentvoller Gründer geworden. Jetzt ist es leicht, nach ihm mit Steinen zu werfen. Der „Verein für die Interessen der Fondsbörse", der von seiner Existenz höchstens einmal durch eine törichte Erklärung Kunde gibt, veröffentlichte sofort ein Kommuniqué, worin er Friedberg von sich abzuschütteln versucht. Natürlich, denn das Börsengesetz muß gerettet werden; verhindert nur, daß die bösen Agrarier den Fall gegen die Börse ausnutzen. „Durch Versendung von Rundschreiben und Inseraten, namentlich aber durch das von ihm gegründete Blatt lockte er Privatleute an sich, die töricht genug waren, auf seine Anpreisungen einzugehen." Die Ehre der Börse ist nun gerettet. Gibt's nicht in Euren Reihen eine ganze Anzahl, die durch die gleichen Mittel das Publikum einzufangen trachten? Kümmert Euch gefälligst um die Zirkulare der Neuburger und Konsorten und greift zu einer Zeit ein, wo die Warnung noch am Platze ist. Und wenn Ihr's unterlassen habt (was schließlich zu verzeihen ist, weil Herr Friedberg seine Geschäfte in dichtes Dunkel zu hüllen wußte), so stellt es jetzt nicht so hin, als ob das von mir gewiß nicht gebilligte Anreißertum Euren Widerwillen erregt. Bruno Buchwald.

# Theater.

**Neues Theater: Simson von Henry Bernstein**, deutsch von Rudolf Lothar. Mir scheint, daß man bei der Beurteilung von Bühnenwerken dieser Art mit literarischen Bedenken nicht kommen soll. Wo kein literarischer Ehrgeiz ist, soll auch kein literarischer Wertmesser sein. Wer Stücke schreibt, um damit Geld zu machen, und ihre Wirkung auf den niedrigsten Instinkt, die Sinne, stellt, verdient an sich noch keinen Tadel. Erst wenn er eines Tages verlangt, daß man ihn ernst, gar literarisch nimmt, ist's an der Zeit, die ganze Verlogenheit seiner Arbeit mit aller Deutlichkeit nachzuweisen. Also hüten Sie sich, Herr Bernstein. — Für diesmal genüge zur Feststellung (der Qualität der Arbeit wie der Darstellung) Goethes Wort:

„Getretner Quark
„Wird breit, nicht stark." —

Aber Bonn! Berlin hat ihn wieder. Und wem noch zu junge Erinnerung die Objektivität des Urteils nicht erschwert, erkennt, daß es sich hier noch immer um einen Künstler handelt, der unter Brahms oder Reinhardts Zucht auch an erster Bühne an erster Stelle stehen könnte. Augenblicklich noch immer verloddert, ruiniert er ohne Leitung jedes Ensemble. Doch ich weiß, daß er das Genie, auch wenn's mal nicht das eigene ist, verehrt. Er gestatte mir also in sein köstliches Tagebuch die folgenden Zusätze:

„Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Kreatur von der Welt." (Goethe: Wilhelm Meister.)

„Man muß sich mit seinem Gegenstande und nicht mit dem Zuschauer beschäftigen, wenn man gut in die Augen fallen will."
(Kant.)

„Da unser größtes Vergnügen darin besteht, bewundert zu werden, so ist der Glücklichste der, welcher, gleichviel wie, es dahin gebracht hat, sich selbst aufrichtig zu bewundern. Nur müssen die andern ihn nicht irre machen."
(Schopenhauer: „Von dem, was einer vorstellt.")

„Schlimm für den Schauspieler, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebärden hangen, daß ebensoviel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen."
(Schiller: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.)

„Ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nötig ist, zum Nachteile aller anderen heben."
(Lessing: Hamburgische Dramaturgie.)

„Man kann sie einteilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. Die ersten liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft: ‚Siehe da!' und auf immer sind sie verschwunden."
(Schopenhauer: „Ueber Urteil, Kritik.")

„Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen."
(Ludw. Börne: Dramaturgische Blätter.)

Ich weiß: Presse und Kritik sind Ihnen ein Greuel. Nun wohl! Folgen Sie den Worten dieser Großen und Sie werden keine ernste Kritik mehr zu scheuen haben.

„Es ist niemals zu spät, vernünftig und weise zu werden, es ist aber jederzeit schwerer, wenn die Einsicht spät kommt, sie in Gang zu bringen." (Kant.)

A. L.

## Erklärung.

In dem nicht politischen Teil der Nr. 17 unserer Zeitschrift „Der Morgen" von 1907 haben wir die Behauptung mitgeteilt, der Graf Cuno von Moltke habe mit einem Homosexuellen, Namens Axel Petersen, zu tun gehabt; dieser, Moltkes Freund, sei wegen der hochstehenden Persönlichkeiten drohenden Gefahren ausgewiesen und habe dann von Graf Moltke mehrere Tausend Mark erpreßt.

Wir erfüllen gern die Pflicht, angesichts der vollen und zweifelsfreien Aufklärung, welche der Prozeß wider Harden gebracht hat, an derselben Stelle des „Morgen" zu erklären, daß diese uns von dritter — wie auch wir inzwischen festgestellt haben, unglaubwürdiger — Seite zugetragenen Angaben von Anfang bis Ende unwahr sind, und wir bedauern, diesen unwahren Angaben gutgläubig in unserem Blatt Aufnahme gewährt zu haben.

Die Schriftleitung:
Dr. Landsberger.

## Notiz.

Der von Richard Strauß, zurzeit in Rom, in Aussicht gestellte Beitrag über Richard Wagner war bis zum Schluß der Redaktion nicht eingetroffen, so daß wir zur Erinnerung an Wagners 25jährigen Todestag erst im nächsten Hefte diesen Aufsatz, sowie eine längere Würdigung des Meisters aus der Feder Professor Kochs folgen lassen.

## Vom Büchertisch.

**Wie Stürme segnen.** Roman von Frederik van Eeden. Aus dem Holländischen von Else Otten. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin, Leipzig.

Dieses Buch zeigt wieder einmal, daß nur ein Mann einen guten Frauenroman schreiben kann. Frederik van Eeden, der die wundervolle Legende vom kleinen Johannes gedichtet hat, gibt uns in seinem neuen Werke die Geschichte einer Frauenseele.

Es ist schwer, den Inhalt dieses eigenartigen Buches wiederzugeben. Es handelt wenig von äußeren Geschehnissen. Der Dichter erzählt von den inneren Konflikten einer Menschenseele, die im Kampfe reift. Wie Stürme segnen!

Hedwig Marga de Fontayne wächst in einer holländischen Provinzialstadt auf. Ihr Leben ist reich an Enttäuschungen und Kämpfen, an Süßigkeiten und Bitternissen. Schon als Kind drängen sich ihr Fragen auf, die sie nachdenklich machen, und als heranreifende Jungfrau unterscheidet sie sich in vielem von den anderen Mädchen ihres Alters.

In einem Vorwort wehrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, in seinem Werke nur „die sorgfältige Studie eines pathologischen Falles" gegeben zu haben. Hedwig ist kein Weib wie die anderen, und deshalb erscheint uns manches an ihr unwahrscheinlich. „Alles, was in diesem Buche erzählt wird, beruht auf eigener Wahrnehmung", sagt der Dichter. Hedwig, die Hauptperson, ist nicht ein „krankhaftes Wesen ihrer Art und Veranlagung nach". „Solche Individuen werden noch immer täglich geboren, und ihr Kampf mit dem rauhen Leben bildet eines der schönsten und interessantesten Sujets für die Kunst . . ."

Es ist ein tiefes, stilles Buch für Reife und Verständige. In jedem Kapitel fast finden wir psychologische Feinheiten. Nur ein wahrer Künstler vermag die gewagtesten Stellen so glaubwürdig zu schildern.

Ich möchte dieses Buch jeder modernen vorurteilslosen Frau in die Hand geben, denn es steht himmelhoch über allen Bekenntnisbüchern, die in den letzten Jahren von Frauen für Frauen geschrieben wurden.

Hermann Blumenthal.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 13. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I. Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt des Verlages **Gustav Fischer, Jena,** über **„Sombart, Sozialismus"** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Ziehung 25.—28. Februar

# Geld 6. Wohlfahrts- Lotterie

zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete
420000 Lose 12677 Geldgew. = M

**490000**

Hauptgewinne bar ohne Abzug Mark:

**75000**
**50000**
**25000**
**15000**

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3 | à | 5000 | = 15000 | 280 | à | 100 | = 20000 |
| 10 | à | 2000 | = 20000 | 600 | à | 50 | = 30000 |
| 20 | à | 1000 | = 20000 | 3000 | à | 30 | = 90000 |
| 40 | à | 500 | = 20000 | 9000 | à | 10 | = 90000 |
| 100 | à | 200 | = 20000 | | | | |

**Wohlfahrts-Lose à M. 3,30** Porto u. Liste 30 ₰ extra.

**Lud. Müller & Co.** in München, in Nürnberg, in **Berlin C.,** Breitestr. 5.

Telegr.-Adr.: Glücksmüller.

---

## Flottes Operetten-Libretto

vom Komponisten gesucht. Offerten erbeten unter „Libretto" an die Hauptexpedition des General-Anzeigers für Schöneberg u. Umgegend, Schöneberg, Kolonnenstr. 4.

---

## Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von

Reclams

## Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Millionen von Bänden über den ganzen Erdball verbreitete, bedeutendste deutsche Büchersammlung bietet in jetzt nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig den vielseitigsten und gediegensten Lesestoff, sowohl zur Unterhaltung als auch zum Studium. Die Universal-Bibliothek enthält mehr als 2500 Nummern Unterhaltungslektüre der bedeutendsten Erzähler aus der Weltliteratur, mehr als 1400 Nummern Bühnenwerke und etwa 1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

**Kataloge**

versendet an Interessenten überall hin gratis

Philipp Reclam jun. · Leipzig

---

## Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen"

---

Die

# Einbanddecke

für den I. Jahrgang (Heft 1—29) ∴ ∴ ∴ des „Morgen" ∴ ∴ ∴

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.

**Halbleinen-Decke zum Preise von Mk. 2.—**
**in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—**

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den kompletten Jahrgang 1907 gebunden in Halbleinen für Mk. 10.— und in Ganz-Pergament für Mk. 12.50.

## Marquardt & Co., Berlin W. 50.

# Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW., Anhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt zunächst Romane von:

**Thusnelda Kühl, „Doktor Esrom"**

**Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt"**

**M. Gerhardt, „Professor Vollborn und die Seinen"**

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der Novelle und Skizze, sowie der Lyrik und Kritik angelegen sein. Alle wichtigen Neuerscheinungen der Literatur werden :: :: :: sorgfältig besprochen. :: :: ::

**Preis vierteljährlich (13 Nummern) :: :: 3 Mark 50 Pfg. :: ::**

Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

**Die Philosophie des Imperialismus.**

Von Erneste Seillière:

APOLLO ODER DIONYSOS? Krit. Studie üb. Friedrich Nietzsche u. den Imperialist. Utilitarismus. 1906. Brosch. 7 M., Lwbd. 8½ M., Hfzbd. 9 M.

DER DEMOKRATISCHE IMPERIALISMUS. Rousseau—Proudhon—Marx. 446 Seit. 1907. Brosch. 7 M., Lwbd. 8½ M., Hfzbd. 9 M.

DIE ROMANT. KRANKHEIT. Fourier—Beyle. 1908. 455 S. Brosch. 7 M., Lwbd. 8½ M., Hfzbd. 9 M.

JEAN JACQUES ROUSSEAU, sein Leben u. s. Werke. Von F. Brockerhoff. 3 Bde. 1792 Seit. Brosch. statt d. früh. Ladpr. v. 26 M. für 12 M., in 2 Lwbd. 15 M.

UEBER ROUSSEAU'S VERBINDUNG MIT WEIBERN nebst 13 bisher unbekannt. Brief. R's. an die Gräfin Houdetot. Von K. G. Lenz. 2 Bde. 2. Aufl. mit 2 Portr. 1906. Brosch. 4 M., Originalbd. 5 M. Unkastr. Ausgabe.

Ausführl. Verzeichnis gratis u. franko. Verlagsanerb. erw. Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

**Wiesbaden:** Nassauer Hof Hotel u. Badhaus

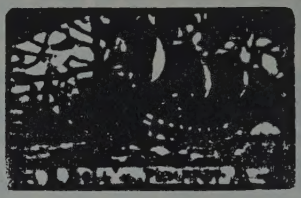
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

# Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

**Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**

15, Kaiserplatz Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 15.



Unser

**Illustrierter Verlags-Katalog**

steht auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

# Boll u. Pickardt

Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Inseraten-Annahme für den **„Morgen"** durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.



Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin W.

**Saalecker Werkstätten G. m. b. H.**
**Zweigniederlassung Berlin**
**Viktoriastr. 23 (b. d. Potsdamer Brücke)**

## AUSSTELLUNG VON BAU-MODELLEN SAALECKER MÖBEL VON PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

**Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche**

Freie Besichtigung

:: :: :: OTTO WIGAND m. b. H. :: LEIPZIG :: :: ::

## Jahrgang 1907

I. Wolfgang Kirchbach-Nummer.
II. Confucius-Nummer.
III. Lamarck-Nummer.
IV. Auguste Comte-Nummer.

**à Heft M. 1,80, kompl. M. 6,—.**

## Jahrgang 1908

**12 Hefte**

**à Heft 60 Pfg., kompl. M. 6,—.**

**Der zweite Jahrgang der „Menschheitsziele" wird auch äußerlich dadurch ausgebaut werden, daß die Vierteljahr-Hefte in eine *Monats-Rundschau* umgewandelt werden, ohne Erhöhung des Jahrespreises von M. 6.**

Die monatlichen Hefte werden allerdings auf zwei Bogen beschränkt, doch erhält der Leser immer noch 24 Bogen statt der bisher gelieferten 16.

## Der Einzelpreis pro Heft beträgt 60 Pfg.

Programm und **vornehme Ausstattung,** auf die wir im Sinne fortschreitender Kultur besonderen Wert legen, bleiben die gleichen; mehr Berücksichtigung soll Kunst und Körperkultur finden, und auch die Politik soll, ohne Parteipolitik treiben zu wollen, nicht ausgeschlossen werden.

## Werkstätten für Handwerkskunst Otto Erdmann junior

**Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preussen.**
**Berlin SW. 61. Tempelhoferufer 7.**

# Inhalt


| | | Seite | | | Seite |
|---|---|---|---|---|---|
| Andrew Carnegie | Japan Reisetagebuch | 221 | Erich Mühsam | Karl Kraus, Eine Erledigung | 241 |
| Richard Muther | Daumier | 225 | C. v. Bredow | Zur Automobildebatte | 243 |
| Carl Hauptmann | Graf Michael (Forts.) | 229 | August Strindberg | Mensch unter Menschen | 245 |
| Henri Lichtenberger | Freidenkertum in Deutschland | 235 | Richard Schaukal | Neue Balthesseriana | 245 |
| | Randbemerkungen: | | Bruno Buchwald | Börsenvorstand und Presse | 246 |
| Karl Schnitzler | Interpretation | 239 | | | |
| Johannes W. Harnisch | Eine Anfrage | 239 | | | |



Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die Schriftleitung: Dr. jur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.

PETER'S UNION-PNEUMATIK

Erstklassige und bevorzugte Bereifung für Fahrräder, Automobile, Transportwagen.